SCHALOM

ZEITUNG DES JÜDISCHEN MUSEUMS WESTFALEN

DEZEMBER 2016
NR. 79

4
JÜDISCHE SOZIALDEMOKRATEN

8
RABBINERINNEN IN DEUTSCHLAND

10
JÜDISCHER SPORT HEUTE

12
MIT FLÜCHTLINGEN IM »JUDENBUSCH«

14
»HÄFTLING NR. 75841« – MARGARETE JOSEPH

17
WIEN, WIEN, NUR DU ALLEIN…?

UND MEHR…

Auf jüdischen Spuren in Wien: Der »Zentral« war der erste interkonfessionelle Friedhof Europas, nach der bürgerlichen Revolution 1848 fanden hier erstmals Juden, Katholiken und Protestanten zum Gottesdienst zusammen. Mehr im Reisebericht auf Seite 17.

מוזיאון יהודי וסטפליה
Jüdisches Museum Westfalen

Editorial

Ende der Zeitzeugen?

Seit mehreren Jahrzehnten wird über das »Ende der Epoche der Zeitzeugen« gesprochen. Las ich einen solchen Satz, so dachte ich in der Regel: Das stimmt nicht. Noch immer gibt es wunderbare Menschen, die von ihrer Kindheit, der Zeit der Ausgrenzung und Verfolgung, der des Entkommens und des Weiterlebens erzählen können. Und das ist auch so. Erst im September sprach Leslie Schwartz bei uns im Museum vor 80 Jugendlichen des Gymnasiums St. Ursula. Und erneut zeigte sich, dass dieses Treffen zwischen den Generationen für beide Seiten unglaublich bewegend und wichtig ist.
Dennoch: Dieses Jahr verstarben zwei mir ans Herz gewachsene Damen innerhalb weniger Wochen. Ich spreche von Truus Menger-Oversteegen und Mirjam Ohringer. Beide sind in Deutschland eher unbekannt und waren zur Zeit der deutschen Besatzung in den Niederlanden im Widerstand.
So unterschiedlich beide auch waren, so einig waren sie sich in ihrem Kampf für das Gute. Truus Menger und Mirjam Ohringer setzten sich auch nach dem Nationalsozialismus ein für eine gerechtere Welt, motivierten vor allem Jugendliche, sich zu engagieren und gegen Rassismus und Diskriminierung einzutreten. Sie suchten immer wieder das Gespräch auch und gerade mit deutschen Jugendlichen.
Als ich von dem Tod Truus Mengers hörte, die ich selbst kennenlernen durfte, wurde mir wieder einmal bewusst, wie wichtig unsere Arbeit ist. Wie viel es den jüdischen Überlebenden oder im Falle von Truus ehemaligen Widerstandskämpfern bedeutet, dass die Erinnerung an die Shoah und den Nationalsozialismus aufrechterhalten wird. Und nicht zuletzt, wie wichtig es ihnen ist, dass wir uns weiter dafür einsetzen, was viele als das Lebenswerk von Truus und Mirjam betrachten, eben den Kampf gegen Rassismus und Diskriminierung.
Nutzen wir die Chance, die Jugendliche aber auch Erwachsene momentan noch haben, beeindruckende Menschen kennenzulernen, die wie die in diesem Jahr verstorbenen Truus Menger-Oversteegen und Mirjam Ohringer, aber auch Elie Wiesel und Max Mannheimer, für eine bessere Welt eintreten. Wir können viel von ihnen lernen.

Mareike Fiedler

Danke (1–4)

Sie werden schon bemerkt haben, dass unsere Museumszeitung »Schalom« ein neues Gesicht bekommen hat. Darum haben sich viele verdient gemacht: Wir danken der Agentur 31m aus Essen, d.h. Dieter Rehmann und seinem Team, für die kreative Zusammenarbeit in diesem Jahr, der auch andere Medien des Jüdischen Museums (Website, Flyer, JMW-aktuell-Newsletter) ein neues und wie wir hoffen: ansprechendes Layout verdanken. Dem Land NRW danken wir für die finanzielle Unterstützung dieser Schritte.

Und dass wir mit dieser Ausgabe beginnend »Schalom« in Farbe produzieren können, ist mit freundlicher Unterstützung von Emschergenossenschaft und Lippeverband möglich geworden – auch dafür ein dickes »Dankeschön«! Wir wollen aber auch nicht versäumen, uns sehr herzlich beim Kreis Recklinghausen und seiner Druckerei zu bedanken, die in den letzten 15 Jahren unsere Ausgaben unentgeltlich und in stetig steigender Qualität produziert haben und uns so ermöglichten, die Nachrichten aus dem Museum und seinen Themengebieten in die Welt zu transportieren!

Die Redaktion

Danke (5–7)

Ein Wort zur Lage des Museums, die in diesem Jahr nicht schlechter geworden ist: Die in der letzten Schalom-Ausgabe bereits angesprochene Erhöhung des Landesbudgets für Gedenkstätten und Erinnerungsorte (um 50 %!) wurde in der Zwischenzeit administrativ umgesetzt, und zwar mit dem erfreulichen Ergebnis, dass die verlässlichen Zuwendungen zu unserer Arbeit sich schon 2016 deutlich erhöht haben. Damit ist eine unserer strukturellen Finanzierungslücken, die in den letzten fünf Jahren durch eine Großspende gestopft werden konnte, auf absehbare Zeit geschlossen. Wir danken noch einmal den Landtags-Abgeordneten, die sich dafür stark gemacht haben, und auch der Landeszentrale für politische Bildung NRW für die schnelle administrative Umsetzung.

Dorstener wissen es schon, andere wohl nicht: Die Stadt Dorsten hat sich entschlossen, aus Haushaltsmitteln 2016 einen Zuschuss von 200.000 EUR an das Museum zu zahlen. Damit wird der in den letzten Jahren drastisch spürbare Zinsverlust der Stiftung Jüdisches Museum Westfalen, die ja eine unserer Stellen finanzieren sollte, für fünf Jahre ausgeglichen. Wir danken Rat und Verwaltung der Stadt für dieses Engagement und können demzufolge in diesem Zeitraum auf dem jetzigen Level von (unabdingbarer) bezahlter Arbeitskraft weiter arbeiten.

Damit sind nicht alle Probleme gelöst – um das Museum in der nächsten Generation zukunftsfähig zu machen, bedarf es weiterer Anstrengungen. Wir laden weiterhin dazu ein, einem Förderkreis des Museums beizutreten (Näheres auf unserer Website); und wir werden den Versuch nicht aufgeben, auch den Landschaftsverband Westfalen-Lippe zu einer kontinuierlichen Förderung zu motivieren.

Norbert Reichling

Aus den jüdischen Gemeinden

Dortmund: Die Jüdische Kultusgemeinde Groß-Dortmund hat schnell einen Nachfolger für den soeben ausgeschiedenen Rabbiner Avichai Apel gefunden: den 39-Jährigen Baruch Babaev. Dieser war bisher als »Wanderrabbiner« für mehrere kleinere Gemeinden im Landesverband Westfalen-Lippe unterwegs. Wie die Mehrzahl der Gemeinde-Mitglieder kam der Rabbiner in den 1990er Jahren nach Deutschland, in diesem Fall aus Tadschikistan. Er ist diplomierter Kaufmann und besuchte nach Schule und Ausbildung eine Jeschiwa in Israel; Babaev spricht Russisch, Deutsch und Hebräisch und trat seinen Dienst in Dortmund am 1. August an.

Düsseldorf: Die Düsseldorfer jüdische Gemeinde hat die Einstellung eines neuen Rabbiners beschlossen. Ab 1. September 2016 arbeitet hier Raphael Evers, der seit 1990 in den Niederlanden tätig war. Evers, zuletzt in Amsterdam tätig, gilt als religiöse Autorität; das ist auch daran ablesbar, dass er seit 2008 Mitglied des Europäischen Beit Din (Rabbinatsgericht) ist und in vielen Zeitungen des Landes publizieren konnte.

Gelsenkirchen: Eine Attacke unbekannter Herkunft führte Mitte August zur Zerstörung einer Scheibe des Gemeindezentrums an der Georgstraße – nicht der erste Angriff auf den 2007 eröffneten Bau am historischen Ort der 1938 zerstörten Synagoge. Die Gemeindevorsitzende Judith Neuwald-Tasbach erklärte: »Für uns ist es sehr bedrückend, dass ein Gotteshaus beschädigt wird. Kirchen, Moscheen oder Synagogen sollen Orte des Friedens, Austauschs und der Begegnung sein« und befürchtet einen Rückgang der Beteiligung von Gemeindemitgliedern, insbesondere von Kindern.

Duisburg: Das Fest des jüdischen Buchs hat bereits eine Tradition in der Duisburger Synagoge am Innenhafen; dieses Jahr war es eingebettet in regionale »jüdische Kulturtage« mit weiteren Vorträgen, Filmen, Konzerten, Lesungen und Ausstellungen, auch in Mülheim und Oberhausen – insgesamt 27 Veranstaltungen mit vielen Kooperationspartnern. Als Autoren waren in diesem Jahr am Buchfest beteiligt u.a. Matthias Küntzel, Walter Kaufmann und L. Joseph Heid. Der Geschäftsführer der Gemeinde, Alexander Drehmann, bezeichnete diese Aktivitäten als »Zeichen der Öffnung«.

Recklinghausen: Im September startete in der Recklinghäuser Synagoge die interreligiöse Veranstaltungsreihe »Abrahamsfest« mit einem musikalischen Programm aus den Kulturen der drei Religionen Judentum, Christentum und Islam, u.a. mit dem Vokalensemble der Gemeinde. Feste, Gespräche und ein Gastmahl waren weitere Programmpunkte der Reihe, die zum 16. Mal in Marl und Recklinghausen stattfand.

Minden: Der langjährige Gemeinde-Vorsitzende Harald Scheurenberg wurde im Sommer 2016 verabschiedet: nach 33 Jahren Vorsitz übergab er sein Amt in jüngere Hände (bleibt allerdings Stellvertreter). Sein Nachfolger ist der 35 jährige Historiker Giora Zwilling, Israeli mit Schweizer Pass, den es kürzlich in die Region verschlug. Die kleine Gemeinde, die 1946 wieder errichtet wurde und 1958 eine neue Synagoge eröffnet hatte, hat ebenso wie andere die großen Herausforderungen des Zuzugs von Juden aus den postsowjetischen Staaten organisieren müssen; damit wurde der innerjüdische Pluralismus der Traditionen erneut vergrößert.

Paderborn: Die relativ kleine jüdische Gemeinde in Paderborn gehört zu denjenigen, die vom 2001 eingeführten Bundesfreiwilligendienst Gebrauch machen: Ein 37jähriger Freiwilliger aus Israel ist derzeit dort aktiv. Der Vorsitzende Alexander Kogan berichtet: »Seit Avis Einsatz ist unsere Gemeinde wieder verstärkt zu einem Treffpunkt geworden. Er unterstützt die soziale Betreuung unserer älteren Mitglieder. Bei Feiertagen und zu Shabbat sorgt er für festliche Mahlzeiten. Zusätzlich haben sozial schwache Gemeindemitglieder die Möglichkeit, täglich ein warmes Essen zu bekommen. Auch andere Freizeitaktivitäten in der Gemeinde haben dadurch wieder Aufwind bekommen!«

Hattingen: Im Rahmen des Programms »Brückenbau – Vielfalt begegnen« engagieren sich weibliche Mitglieder der jüdischen Gemeinde Bochum-Herne-Hattingen unter Regie von Olga Gorch (Mitarbeiterin der Sozialabteilung) in einem Bürgerzentrum. Austausch und das gelebte Miteinander stehen im Vordergrund. Die jüdischen Frauen, die selbst Erfahrungen mit den Herausforderungen des Einlebens in eine neue Heimat gemacht haben, treffen sich regelmäßig mit Frauen aus dem Kosovo, aus Syrien oder Afghanistan, die aus humanitären Gründen Aufnahme in Deutschland gefunden haben. Beim gemeinsamen Frühstück wird Deutsch gelernt und kreativ gearbeitet. Die Frauen haben die Möglichkeit zum Austausch über das Leben in Deutschland, das Ankommen in einer neuen Heimat oder einfach Alltägliches. So wird eine Brücke geschlagen zwischen Generationen, Nationalitäten und Religionen.

Jüdische Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten

Ein Gespräch mit Petra Somberg-Romanski

»Zum ersten Mal seit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten organisieren sich mit dem ‚Arbeitskreis Jüdischer Sozialdemokraten' wieder Juden als politische Gruppe in einer Volkspartei.«

(FAZ vom 25.4.2007) Wir haben nachgefragt – und die Chance genutzt, dass es in Dorsten jemanden gibt, der antworten kann.

Seit wann gibt es den Arbeitskreis Jüdischer Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten, und seit wann sind Sie Mitglied?

Petra Somberg-Romanski (PSR): Der Arbeitskreis wurde 2007 gegründet, und ich war von Anfang an dabei. Wichtig für den Start waren vor allem Sergey Lagodinsky aus Berlin (heute leider nicht mehr bei uns) und Peter Feldmann, der inzwischen Oberbürgermeister von Frankfurt am Main geworden ist. Sie haben das auf einem Parteitag angeregt, und bei einer ersten Umfrage unter den SPD-Mitgliedern kamen sofort 25 Menschen zusammen, die mitarbeiten wollten. Inzwischen sind es mehr als 250, die sich uns zugehörig fühlen. In unserem AK sind alle Juden und Jüdinnen, die Mitglieder der SPD sind, willkommen. Man kann auch ohne Parteimitgliedschaft bei uns mitarbeiten, wenn man jüdisch ist und die Grundsätze und Statuten unserer Partei anerkennt und keiner anderen Partei angehört. Es gibt übrigens in keiner anderen deutschen Bundespartei einen vergleichbaren Arbeitskreis.

Wie kommt es, dass dieser Arbeitskreis nicht früher entstanden ist?

PSR: Es gab ja immer viele Sozialdemokraten, die eine jüdische Herkunft hatten. Aber man hat das in der Regel nicht vor sich hergetragen, nicht ausgesprochen…

Dokument 1: Wirtschafts- und Sozialpolitik auf einer jüdischen Grundlage

(Auszug)

In der Wirtschafts- und Sozialpolitik wollen wir an das traditionelle Engagement von jüdischen Denkern und Aktivisten in der Arbeiterbewegung und an das traditionelle soziale Engagement der jüdischen Kaufleute und Unternehmer anknüpfen.

Gerade in einer Gesellschaft der materiellen Überflussproduktion und in Zeiten einer tiefgreifenden Finanzkrise wollen wir bewusst versuchen, die Kernelemente der gesellschaftlichen Wirkung des Judentums in die sozialdemokratische Wirtschafts- und Sozialpolitik einzubringen: Tikkun Olam (»Verbessere die Welt«) und Zedek (»Gerechtigkeit«).

Das Judentum hat sich immer sehr praktisch und konkret mit den Pflichten der Reichengegenüber der Gemeinschaft und den sozial Schwachen auseinandergesetzt. Grundlage sind konkrete Gebote in der Bibel und im Talmud, die Grundbesitzern, Reichen, Produzenten, Händlern und Arbeitgebern konkrete Pflichten auferlegen und Respekt gegenüber den Armen der Gesellschaft verlangen. Seit 2.500 Jahren beschäftigen sich Juden mit der jeweils aktuellen Anwendung dieser Gebote auf die konkrete Lebens- und Wirtschaftssituation ihrer Zeit (…)

Deshalb ist der Einsatz des Einzelnen und der jüdischen Gemeinschaft als Ganzes für eine Bekämpfung der Armut und für ein Regelwerk für die wirtschaftliche Tätigkeit sowohl für alle religiösen Richtungen des Judentums (Orthodox, Masorti, Reform und Liberal) als auch für säkulare Juden ein wesentlicher Teil der jüdischen Identität und des Alltags…

(beschlossen 2010)

Aus Angst vor Antisemitismus?

PSR: … nein, eher, weil die Betreffenden es für nicht so zentral hielten. Vielleicht auch, weil Religion als Privatsache angesehen wurde und wird. Und man muss ja auch bedenken, dass viele nicht begreifen können, wenn sich Menschen der jüdischen Tradition verbunden fühlen, ohne besonders religiös zu sein.

Was hält denn den Arbeitskreis und seine Mitglieder zusammen?

PSR: Wir sind ja keine religiöse Gemeinschaft, sondern fühlen uns bestimmten ethischen Prinzipien verpflichtet, die der Sozialdemokratie und dem Judentum gemeinsam sind: Die kann man »Solidarität« nennen oder auch »Zedaka« (Gerechtigkeit), das lässt sich ganz gut in dem Prinzip »Eigentum verpflichtet« zusammenfassen, das der jüdische Jurist Hugo Sinzheimer in die Weimarer Verfassung hineingebracht hat. Unser wichtigstes Anliegen ist deshalb auch der Themenkreis »Wirtschaft und Arbeit«; wir diskutieren Fragen der jüdischen Wirtschaftsethik, das Skandalthema der »Ghettorenten« oder auch die Sterbehilfe aus jüdischer Sicht.

Dokument 2: »Denn fremd warst du im Land Ägypten« Ein Beitrag zur Debatte über die Integration der angekommenen Flüchtlinge

(Auszüge)

Die Integration der angekommenen Flüchtlinge ist zu einer zentralen ethischen Herausforderung Deutschlands geworden. Es geht dabei sowohl um die Zukunft unseres sozialen und demokratischen Rechtstaats, als auch um eine Neuausrichtung der Prioritäten für Staat und Verwaltung. Um die Integration der Flüchtlinge zu erreichen, fordern wir als jüdische Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten eine »Agenda der sozialen Gerechtigkeit«, verbunden mit einer neuen Bildungsdebatte und einem breiten gesellschaftlichen Bekenntnis zu den demokratischen Werten, zu denen immer auch die gelebte Religionsfreiheit gehört. […]

In der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland besteht die Sorge, dass der in arabischen Staaten, Moschee und Medien propagierte Judenhass in den Köpfen vieler Flüchtlinge aus dem Nahen Osten und Nordafrika steckt und nicht schon durch die Ankunft in Europa abzulegen ist. Es gibt einen jüdischen Konsens darüber, dass diese Sorge kein Grund dafür sein darf, das Gebot den Fremden zu helfen, nicht einzuhalten. Trotzdem darf diese Sorge nicht verdrängt werden und muss eine wesentliche Rolle bei der Integration der Flüchtlinge spielen.

(beschlossen 2016)

Worin bestehen die Aktivitäten des Arbeitskreises?

PSR: Es gibt einen Bundesvorstand aus derzeit 3 Personen, dem ich angehöre. Die beiden anderen sind Abraham de Wolf und Vered Zur-Panzer, beide aus Frankfurt. Außerdem gibt es Regionalgruppen in Berlin-Potsdam und Hessen, die eigene Veranstaltungen durchführen. Ganz wichtig sind unsere Jahrestagungen, die reihum in verschiedenen Städten stattfinden; daran nehmen jeweils 40-50 Menschen teil. Die letzte hatte den Schwerpunkt »Religion in einer säkularen Gesellschaft« und war ungeheuer spannend. Andere Themen waren für uns das Verhältnis der SPD zum Staat Israel oder der NSU-Verfassungsschutz-Skandal, Antisemitismus und gesellschaftliche Vielfalt, Sicherheitspolitik oder die Anerkennung von Qualifikationen der jüdischen Einwanderer.

Wird der Arbeitskreis von außen – ich meine damit, auch in der Sozialdemokratie insgesamt – wahrgenommen? Und gab es auch Anfeindungen?

PSR: Die SPD nimmt sehr ernst, was unser Arbeitskreis erarbeitet. Wir begleiten die aktuellen Diskussionen und formulieren dazu unsere Stellungnahmen. Feindselige Attacken erleben wir kaum – das kann aber auch damit zusammenhängen, dass wir eher nach innen arbeiten und öffentlich wenig in Erscheinung treten.

Die Fragen stellte Norbert Reichling; das Gespräch fand am 12.10.2016 im Jüdischen Museum Westfalen statt.

Arbeitskreis Jüdischer Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten

Petra Somberg-Romanski

ist seit 1979 Mitglied in der SPD. Mitglied des Rates der Stadt Dorsten. Stellvertretende Vorsitzende des Ortsverbands Dorsten-Altstadt. Kuratoriumsmitglied der »Tisa von der Schulenburg Stiftung«. Gehört zum Gründerkreis des AK jüdischer Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten. Gründungsmitglied des Deutsch-Israelischen Partnerschaftsvereins Dorsten. Für mehrere Jahre Vorstandsmitglied des Trägervereins Jüdisches Museum Westfalen. Mitarbeiterin im Wahlkreisbüro des MdB Michael Gerdes.

Impressum

Herausgeber: Verein für jüdische Geschichte und Religion e.V. Dorsten

Redaktion: Mareike Fiedler, Anke Klapsing-Reich, Dr. Cordula Lissner, Dr. Norbert Reichling (verantwortl. im Sinne des Presserechts), Christina Schröder, Prof. Dr. Werner Springer

Anschrift: Schalom, Jüdisches Museum Westfalen, Julius-Ambrunn-Str. 1, 46282 Dorsten, www.jmw-dorsten.de

Email: info@jmw-dorsten.de

Erscheinungsweise: Zweimal jährlich im Eigenverlag

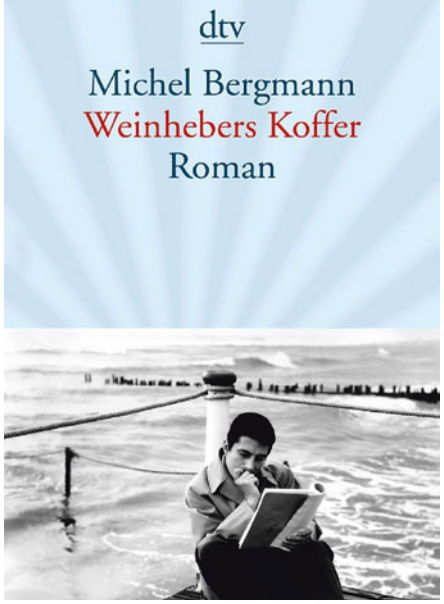
Layout: Agentur 31M, Essen

Satz: Dr. Pascal Dietrich, Aachen

Förderer: »Schalom« wird gedruckt mit freundlicher Unterstützung von Emschergenossenschaft/Lippeverband, Essen/Dortmund.

Vertrieb: Schalom ist eine kostenlose Zeitschrift (Postversand) für die Mitglieder, Freunde und Förderer des Vereins für jüdische Geschichte und Religion und des Jüdischen Museums Westfalen. Nichtmitglieder können Schalom gegen eine Gebühr von 5 € pro Jahr beziehen.

Ein Koffer – ein Name – ein Schicksal



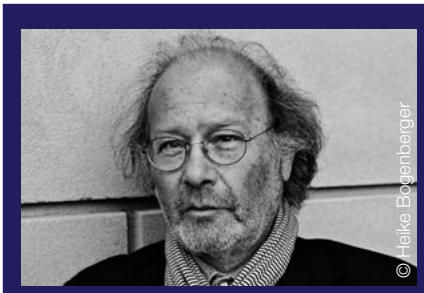
Michel Bergmann, Journalist, Drehbuchautor und Regisseur, 1945 als Kind jüdischer Eltern in einem Schweizer Internierungslager geboren, lange in Frankfurt/M. ansässig, dem Schauplatz seiner »Teilacher«-Trilogie, der tragikomischen Erzählung von den jüdischen Händlern, die sich, oft die einzigen Überlebenden ihrer Familien, in Nachkriegs-Deutschland einrichten und immer wieder zurückdenken; unübertroffen die Geschichte von dem allzeit bestgelaunten Teppichhändler, der Hitler das Witze erzählen beibringen sollte, zu einer Begegnung kam es freilich nie. Jetzt lebt Bergmann in Berlin, wo der Roman über »Weinhebers Koffer« beginnt. Erzähler ist der deutsch-jüdische Journalist und Filmemacher Elias Ehrenwerth, vielleicht so etwas wie ein Alter Ego des Autors, nur deutlich weniger erfolgreich, aber so etwas kann sich ja ändern.

Ehrenwerth also kauft in seinem Multi-Kulti-Kiez einen alten Koffer mit den Initialen L. W., findet darin die Visitenkarte eines Dr. Leonard Weinheber und unter der vorgegebenen Adresse Stolpersteine, die ganz offensichtlich an Weinhebers Familienmitglieder erinnern. Das Interesse des Journalisten ist geweckt. Er reist nach Israel, wo ein alter Palästinenser vor Jahrzehnten in den Besitz des Koffers gelangte. Sorgfältig hat er weitere Fundstücke aufbewahrt, neben einer Reiseschreibmaschine Briefe und ein Romanmanuskript. So erfährt Ehrenwerth von der Liebesgeschichte zwischen L. W. und der jungen jüdischen Schauspielerin Helene/Lenka Rosen(blum) und dem Berufsverbot des assimilierten Juden. Dessen Werk, 1931 entstanden und nie veröffentlicht, behandelt den Antisemitismus der 1920er Jahre, ein Roman im Roman, der auf die deutsch-jüdische Vergangenheit zurückweist. Nach dem Novemberpogrom folgte L. W. seiner Braut nach Palästina, wo er offensichtlich, im Gegensatz zu seinem Koffer, aber nicht ankam. Journalist Ehrenwerth (nomen est omen!) forscht unermüdlich weiter, seine Recherchen führen ihn nach Jerusalem zu einer alten Migrantin, die als Fünfzehnjährige Deutschland verließ, auf dem Schiff L. W. traf und sich in ihn verliebte. Doch während sie die wilden Nächte mit den Geretteten als »Wiedergeburt« erlebt, sehnt er sich in »das Land Schillers, Börnes und Beethovens« zurück. Immerhin übermittelt er ihr ein Gedicht, von dem sie erst durch die Begegnung mit Ehrenwerth erfährt, dass es nicht ihr galt – »Dir weist das Meer den Weg ins Licht. / Mich führt es heim.« Lenka ist nämlich bei einem arabischen Angriff auf ihren Kibbuz zu Tode gekommen, ein Telegramm hat L. W. davon unterrichtet. Ehrenwerth findet es kurz vor dem Rückflug unter dem Boden der Schreibmaschine. Damit ist das Geheimnis um »Weinhebers Koffer« gelüftet. Ein Leben in der Fremde ohne Lenka hatte sich L. W. nicht vorstellen können.

Auf rund 140 Seiten gestaltet Michel Bergmann eine ganze Welt, umreißt Vergangenheit und Gegenwart. Die Zahl der Handlungsorte ist überschaubar, die der thematischen Nebenschauplätze verblüffend vielfältig. Dass deutsch-jüdische Schicksale der NS-Zeit wie die aktuelle Israel-Politik eine Rolle spielen, erscheint eher selbstverständlich. Erzählverlauf und Charaktere sind entsprechend angeordnet, auf den unterschiedlichen Handlungsebenen geschickt verknüpft. Der Erzähler streift die Probleme beim Einchecken in den Flieger nach Tel Aviv, reflektiert, dabei auch subjektiv engagiert, die Ansprüche von Israelis und Palästinensern, er erfährt vom Leben im Kibbuz der Kriegszeit und den Problemen des Jeckes. L. W.s Reisegefährtin, die davon erzählt, ist nun »das einzige Überbleibsel« in der Wohnsiedlung der »Frommen«; der alte Araber, der einst den Koffer erwarb, befürchtet, wohl nicht zu Unrecht, die Homosexualität des Enkels. Der integrierte Roman problematisiert die Schwierigkeiten der Ostjuden und die Beerdigung eines jüdischen Selbstmörders.

Die Angaben ließen sich fortsetzen. Das einzelne Objekt, der Koffer, hat, einem Füllhorn gleich, eine Menge von Begebenheiten, Personen, Aspekten ausgestoßen; neben Erzählung und Dialog waren Liebes- und Geschäftsbriefe, vor allem Passagen des unveröffentlichten Romans von L. W. zu integrieren. Letzteres ist Bergmann nicht immer ganz gelungen. Die novellenartige Verdichtung zwingt den Leser zum aktiven Lesen, Leerstellen sind zu füllen, nur Angerissenes will bedacht sein. Wie der Erzähler muss auch der Leser die Puzzlestücke zum Ganzen fügen, das erwartet der Autor von ihm. Hat er sich dieser Aufgabe mit Erfolg entledigt, kann er sich dann immer noch den »Teilachern« widmen. Es lohnt sich ...

Reinildis Hartmann


© Heike Bogenberger

Michel Bergmann

Weinhebers Koffer

Roman. Tb-Ausg.: dtv 2016, € 9.90

Ebenfalls von M. Bergmann bei dtv:

Die Teilacher. Machloikes. Herr Klee und Herr Feld

Der lange Weg zur Gleichberechtigung

Rabbinerinnen in Deutschland

»Es ist verboten, das zu verbieten, was erlaubt ist.« Diese Worte soll Rabbi und Professor Daniel Sperber von der Universität Bar-Ilan in Ramat Gan gesagt haben, als Lila Kagedan in den USA 2016 zur orthodoxen Rabbinerin ordiniert wurde. Sie ist nicht die erste orthodoxe Rabbinerin, aber die erste, die den Titel Rabbi führt. Noch immer werden kontroverse Diskussionen darüber geführt, ob eine Frau das Rabbinat ausführen darf, kann und sollte.

Diese Frage beantwortete Regina Jonas bereits 1930 in ihrer Streitschrift »Kann die Frau das rabbinische Amt bekleiden?« Ja, sie kann, lautete damals ihre Antwort. Als weltweit erste ordinierte Rabbinerin geriet sie nach dem Zweiten Weltkrieg fast in Vergessenheit. 1902 geboren und im Berliner Scheunenviertel aufgewachsen, das sowohl für Armut, Kriminalität und Prostitution berüchtigt als auch für seine jüdische Frömmigkeit bekannt war, entwickelte sie eine große Begeisterung für alles, was sie in der jüdischen Mädchenschule lernte. Jonas ließ sich zunächst zur Lehrerin ausbilden. Es war ihr erster Schritt in die Richtung des Rabbinats. Obgleich Regina Jonas der Orthodoxie näher stand, war es für sie als Frau undenkbar an einem orthodoxen Rabbinerseminar zu studieren. Selbst im liberalen Judentum war es Frauen nur bedingt möglich ein Studium aufzunehmen. Lediglich Berlin und Breslau boten jüdisch-theologische Seminare an, die von Frauen besucht werden konnten.

Jonas immatrikulierte sich 1924 in Berlin an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums. Einer ihrer Lehrer und Förderer war Leo Baeck, der bekannte Talmud-Wissenschaftler und Repräsentant des liberalen Judentums. Der Großteil der Absolventinnen strebte den Beruf der Religionslehrerin an. Jonas´ Abschlussarbeit erfuhr positive Resonanz, weshalb davon auszugehen ist, dass ihr Prüfer Prof. Eduard Baneth es nicht gänzlich ausschloss Frauen zu ordinieren. Die Zulassung zu ihrer mündlichen Rabbinatsprüfung wurde mit Spannung erwartet, jedoch verstarb Prof. Baneth plötzlich. Sein konservativer Nachfolger lehnte eine Rabbinerin ab. Daraufhin beendete Regina Jonas ihr Studium als Religionslehrerin. Leo Baeck unterstützte schließlich ihr Vorhaben in kleinen Schritten und bescheinigte ihr bald darauf die Teilnahme an einem seiner Seminare »mit bestem Erfolg« und als »gewandte Rednerin und Predigerin« abgeschlossen zu haben.

Erst am 26. Dezember 1935 nahm Max Dienemann, seinerzeit Rabbiner in Offenbach, Jonas die mündliche Prüfung ab und stellte ihr das Rabbinatsdiplom aus. In Folge der zahlreichen Gratulationen kristallisierte sich die Unsicherheit über ihren Titel heraus. Es gab keine Vergleiche. Regina Jonas war die erste Rabbinerin in der Geschichte des Judentums. Sie schien sich selbst nicht ganz klar darüber zu sein, wie ihr Titel lauten sollte. Allmählich setzte sich

»Kann die Frau das rabbinische Amt bekleiden?«

die Anrede »Fräulein Rabbiner« durch. 1937 erhielt sie eine Anstellung bei der jüdischen Gemeinde in Berlin. Zwar übernahm sie einige Lehrtätigkeiten, doch überwog der caritative Charakter ihrer Aufgaben. 1942 wurde sie zusammen mit ihrer Mutter nach Theresienstadt deportiert und 1944 dort ermordet.

Zunehmend verblasste die Erinnerung an Regina Jonas nach 1945. In den USA und Großbritannien wurden in den 1970er Jahren bereits Frauen zu Rabbinerinnen ordiniert. Das erste Novum im wiedervereinigten Deutschland stellte Bea Wyler dar. Die Schweizerin, in New York ordiniert, übernahm 1995 die Gemeinden Oldenburg und Braunschweig. Doch wer glaubt, dies sei ohne Widerstand vollzogen worden, der irrt. Ignatz Bubis, der damalige Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland war empört und ließ verlauten, er werde keinen ihrer Gottesdienste besuchen. Die deutsche Rabbinerkonferenz reagierte ebenfalls mit Ablehnung. Bea Wyler war bis 2006 als Rabbinerin in Deutschland aktiv. Noch heute ist sie die einzige in der Schweiz. Die Debatte, die ihre Position anstieß, schien für die eher konservativ bis orthodox ausgerichteten jüdischen Gemeinden in Deutschland längst

Regina Jonas

Elisa Klapheck

Bea Wyler

überfällig gewesen zu sein. Sie selbst argumentierte mit der Dynamik und Anpassungsfähigkeit des Judentums. Man solle auch die rabbinische Tradition aus dem 3. Jahrhundert u. Z. beachten, die Dina-de-Malchuta-Dina, die das Recht des Staates in dem man lebt für bindend erklärt. Somit sei die Gleichberechtigung von Mann und Frau auch auf religiöse Angelegenheiten übertragbar. Da das Judentum größtenteils dezentral organisiert ist, im Gegensatz zur katholischen Religion mit dem Papst als Oberhaupt, agieren die jüdischen Gemeinden autonom und entscheiden selbst, wen sie als Rabbiner oder Rabbinerin beschäftigen.

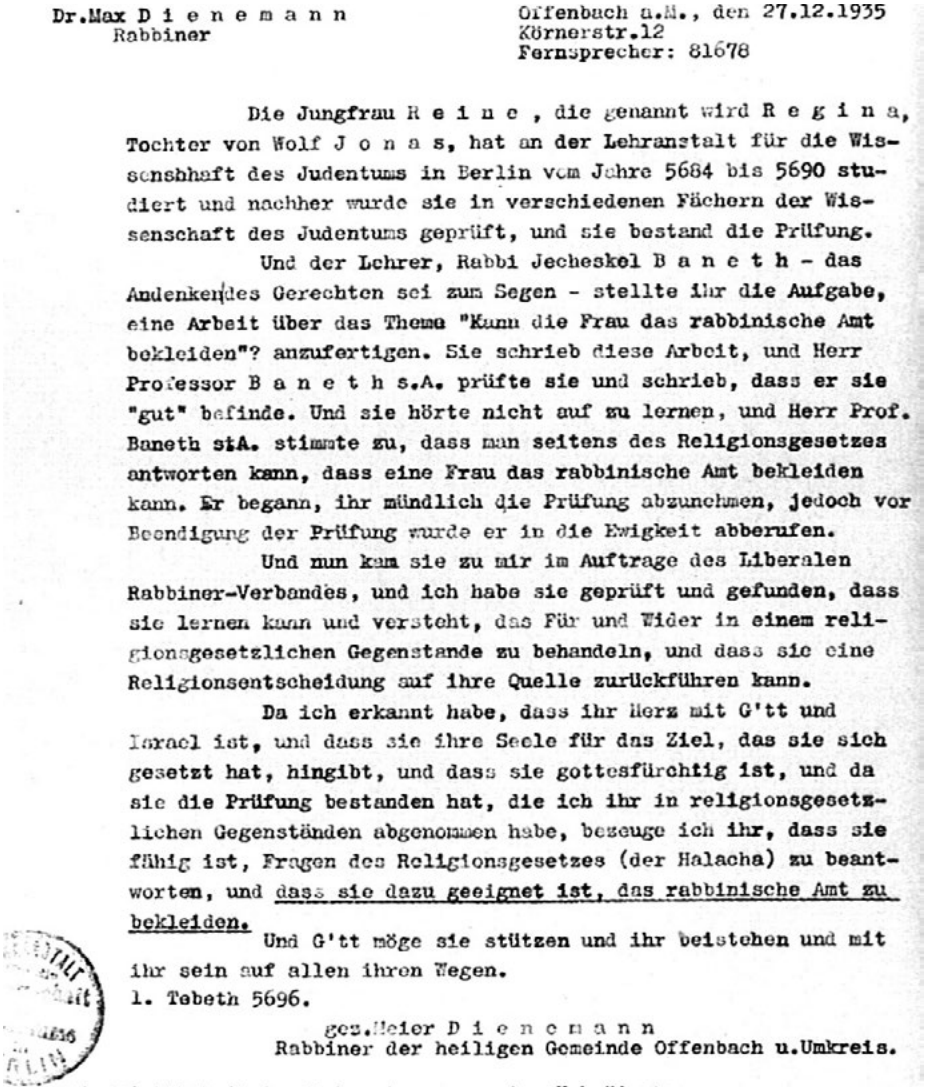
Alina Treiger, aus der Ukraine stammend, wurde nach dem Studium am Abraham-Geiger-Kolleg der Universität Potsdam 2010 feierlich zur Rabbinerin ordiniert. Sie war die erste Frau in Deutschland seit Regina Jonas und der Schließung der Hochschule für die Wissenschaften des Judentums 1942. Seitdem betreut sie die Gemeinden in Oldenburg und Delmenhorst.

Ein Jahr später, 2011, konnte erstmals eine deutschstämmige Jüdin, die ihre gesamte Ausbildung am Abraham-Geiger-Kolleg absolvierte, ordiniert werden. Yael Deusel ließ sich aufgrund ihres Berufs als Urologin auch zur Mohelet ausbilden. Bis 2015 war sie bei der Gemeinde in Bamberg beschäftigt.

In egalitären Gemeinden ist es heutzutage durchaus üblich Kantorinnen oder Rabbinerinnen einzustellen. Sie übernehmen, anders als noch in den 1930er Jahren, die gleichen Aufgaben wie ihre männlichen Kollegen. Aktuell amtiert Rabbinerin Natalia Verzhbovska in mehreren nordrhein-westfälischen Gemeinden. In Frankfurt am Main betreut Elisa Klapheck die liberalen Mitglieder der Gemeinde und in der Berliner Synagoge Oranienburger Straße ist Gesa Ederberg tätig. Sie ist die einzige konservative Rabbinerin in der Bundesrepublik Deutschland. Die Gleichberechtigung der Frau im religiösen Amt bedeutet also nicht, dass es sich ausschließlich um liberale Gemeinden handeln muss.

Anja Reichert

Rabbinerin Antje Deusel mit Vertretern anderer Religionsgemeinschaften



Dr.Max D i e n e m a n n
Rabbiner

Offenbach a.M., den 27.12.1935
Körnerstr.12
Fernsprecher: 81678

Die Jungfrau R e i n e , die genannt wird R e g i n a, Tochter von Wolf J o n a s, hat an der Lehranstalt für die Wissenshhaft des Judentums in Berlin vom Jahre 5684 bis 5690 studiert und nachher wurde sie in verschiedenen Fächern der Wissenschaft des Judentums geprüft, und sie bestand die Prüfung.

Und der Lehrer, Rabbi Jecheskel B a n e t h - das Andenken des Gerechten sei zum Segen - stellte ihr die Aufgabe, eine Arbeit über das Thema "Kann die Frau das rabbinische Amt bekleiden"? anzufertigen. Sie schrieb diese Arbeit, und Herr Professor B a n e t h s.A. prüfte sie und schrieb, dass er sie "gut" befinde. Und sie hörte nicht auf zu lernen, und Herr Prof. Baneth stA. stimmte zu, dass man seitens des Religionsgesetzes antworten kann, dass eine Frau das rabbinische Amt bekleiden kann. Er begann, ihr mündlich die Prüfung abzunehmen, jedoch vor Beendigung der Prüfung wurde er in die Ewigkeit abberufen.

Und nun kam sie zu mir im Auftrage des Liberalen Rabbiner-Verbandes, und ich habe sie geprüft und gefunden, dass sie lernen kann und versteht, das Für und Wider in einem religionsgesetzlichen Gegenstande zu behandeln, und dass sie eine Religionsentscheidung auf ihre Quelle zurückführen kann.

Da ich erkannt habe, dass ihr Herz mit G'tt und Israel ist, und dass sie ihre Seele für das Ziel, das sie sich gesetzt hat, hingibt, und dass sie gottesfürchtig ist, und da sie die Prüfung bestanden hat, die ich ihr in religionsgesetzlichen Gegenständen abgenommen habe, bezeuge ich ihr, dass sie fähig ist, Fragen des Religionsgesetzes (der Halacha) zu beantworten, und dass sie dazu geeignet ist, das rabbinische Amt zu bekleiden.

Und G'tt möge sie stützen und ihr beistehen und mit ihr sein auf allen ihren Wegen.

1. Tebeth 5696.

gez.Meier D i e n e m a n n
Rabbiner der heiligen Gemeinde Offenbach u.Umkreis.

»Heute möchte jeder die deutsche Makkabi-Fahne tragen«

Zur Geschichte und Gegenwart des jüdischen Sports

Illya Giventar, Trainer der Makkabi-U 16-Fußball-Nationalmannschaft, berichtete bei einem Vortrag im Jüdischen Museum Westfalen lebendig und informativ über die Geschichte und Gegenwart jüdischen Sports. Die Geschichte der jüdischen Sportvereine in Deutschland liest sich wie ein Abbild der deutsch-jüdischen Geschichte der letzten gut hundert Jahre. Der erste deutsche Makkabi-Verein wurde 1898 in Berlin gegründet und war damit der zweite europaweit. Ursache für die Gründung dieses und vieler weiterer Sportvereine war der zunehmende Antisemitismus und die Ausgrenzung in deutschen, oftmals nationalistischen, Sportvereinen ab Ende des 19. Jahrhunderts. In traditionellen Clubs blieb Antisemitismus auch in der Weimarer Republik virulent, so dass die Mitgliederzahlen in jüdischen Clubs groß blieben. Körperliche Leistung sollte als »lebendiges Zeugnis« eines starken Judentums gelten. Viele Vereine standen für ein selbstbewusstes deutsches Judentum. Bis 1938 die letzten Vereine verboten wurden, galten sie für viele jüdische Sportlerinnen und Sportler als Rettungsanker vor zunehmender Ausgrenzung und als »Insel der Normalität«.

Nach der Schoah wurde 1965 in Düsseldorf der Dachverband Makkabi Deutschland gegründet. Heute gibt es 37 Vereine mit ca. 4.000 Mitgliedern. Ziel des Vereins ist es, Sportlerinnen und Sportler über den Sport in die jüdische Gemeinschaft zu integrieren und jüdische Werte zu vermitteln aber gleichzeitig einen Beitrag zur Verständigung zwischen Juden und Nichtjuden mit Hilfe des Sports zu fördern. Seit der Gründung nehmen jüdische Sportler aus Deutschland an den Makkabiaden und der Maccabiah, also den nationalen, europa- und weltweiten jüdischen Sportveranstaltungen statt. In den Makkabi-Vereinen selbst sind jedoch nicht ausschließlich Juden aktiv. Es gibt beispielsweise Fußball-Mannschaften in Berlin, bei denen nur drei Juden spielen, berichtete Illya Giventar. Bei der Makkabiade allerdings dürfen laut Beschluss des deutschen Makkabi-Verbands nur jüdische Sportler antreten. In anderen Ländern wird darüber anders entschieden und immer wieder neu diskutiert – auch in Deutschland.

Ein Höhepunkt der deutschen Makkabi-Geschichte war sicherlich die Ausrichtung der European Maccabi Games 2015 in Berlin, die als starkes Zeichen neuen jüdischen Selbstbewusstseins in Deutschland gewertet werden kann. Bei der Maccabiah, den jüdischen Weltspielen, im Jahr 1969 wollte keiner die deutsche Fahne beim Einzug ins Stadion tragen, um Deutschland zu präsentieren. Die Sportler hatten Angst vor den Reaktionen der Sportler aus den anderen Ländern und dem Publikum. Sie wussten nicht, wie sie als Vertreter der deutschen Nation aufgenommen werden würden, so Robby Rajber, Vizepräsident von Makkabi Deutschland. Und weiter: »Heute reißt man sich darum: Wer darf die Fahne tragen? Es ist eine große Ehre die deutsche Fahne in das Stadion zu tragen.« *(Quelle: http://bit.ly/2g9G9y6).*

Diese Aussage bestätigte unser Referent nur zu gerne: »Wir möchten als deutsche Delegation erfolgreich sein und Deutschland repräsentieren.« Es sei gut, dass 70 Jahre nach der Schoah solch ein Ereignis in Deutschland möglich sei und es viele nicht-jüdische Unterstützer, wie Jérôme Boateng und Wolfgang Niersbach, gebe. Das beweise die Normalität jüdischen Lebens in Deutschland gegenüber der deutschen Gesellschaft aber auch dem Ausland.

Und übrigens: Den ersten Platz des Medaillenspiegels belegte mit Abstand Deutschland.

Mareike Fiedler

Illya Giventar und »seine« Mannschaft

Eine Bildungspartnerschaft

Foto: Dorstener Zeitung, Frau Riediger

Wir alle kennen Schulpartnerschaften, in denen hiesige Schulen mit in- und ausländischen Schulen in einer engeren Beziehung stehen. In NRW wird der Gedanke der Bildungspartnerschaft nun auf außerschulische Bildungseinrichtungen wie z.B. Museen ausgeweitet. Anlässlich des 90. Geburtstages von Sr. Johanna Eichmann, der ehemaligen Leiterin beider Einrichtungen, wurde Anfang des Jahres eine solche Bildungspartnerschaft zwischen dem Gymnasium St. Ursula und dem Jüdischen Museum Westfalen ins Leben gerufen. In der Absichtserklärung vom 24.2.2016 heißt es:

Das Museum und die Schule sind der umfassenden Bildung, lebensweltlicher Orientierung und der Vermittlung von Wissen jungen Menschen gegenüber verpflichtet. Die unmittelbare Begegnung mit geschichtlichen Zeugnissen, Objekten und den vielfältigen musealen Medien fördert die kulturelle Kompetenz der jungen Menschen, bietet ihnen Orientierung für die Entwicklung eigener Wertmaßstäbe, bereichert und ergänzt schulische Unterrichtsgestaltung.

Das Jüdische Museum Westfalen und das Gymnasium St. Ursula sehen sich in besonderer Verantwortung für die Ausprägung des Geschichtsbewusstseins als ein umfassendes Verstehen, um Besonderheit und Vielschichtigkeit der vergangenen, präsenten und künftigen Wirklichkeit zu erfassen. Die Vermittlung des Verstehens des Judentums, seiner Religion und Kultur ist gemeinsames Ziel der Bildungspartner.

Beide Partner wollen wechselseitig den Kontakt und die Zusammenarbeit zwischen den Institutionen verstetigen und im Rahmen ihrer Möglichkeiten gemeinsam intensivieren und ausbauen. Das Museum als außerschulischer Lernort unterstützt die Schule bei der Erfüllung ihres Bildungsauftrages. Die Schule integriert die Bildungspartnerschaft mit dem Jüdischen Museum NRW in ihr Schulentwicklungskonzept.

Für die Ortskundigen, die beide Institutionen kennen, ist offensichtlich, dass in der Person Sr. Johannas ein Bindeglied gegeben ist. Darüber hinaus bietet sich für das Gymnasium und das JMW allein aus Gründen der räumlichen Nähe und der vielfältigen inhaltlichen und regionalen Anknüpfungspunkte eine Zusammenarbeit an. Um nur einige inhaltliche Gründe für eine Kooperation zu nennen:

– Die jüdische Religion bildet die Grundlage des Christentums.

– Seit dem 4. Jahrhundert ist jüdisches Leben Teil der deutschen, seit dem 11. Jahrhundert der westfälischen, seit dem frühen 19. Jahrhundert der Dorstener Geschichte.

– Dementsprechend gibt es eine gegenseitige kulturelle Beeinflussung jüdischen und christlichen Lebens.

– Je nach Interpretation der Schoah gebietet dieses Geschehen eine Ethik des Gedenkens.

Nahe liegend sind die Verbindungen zu verschiedenen Schulfächern wie Kath. und Evang. Religionslehre (Judentum; jüdische Wurzeln des Christentums; jüdisch-christlicher Dialog), Geschichte (Bezüge in den einzelnen Epochen) und Deutsch (Kulturelle Kontexte zur Lektürebearbeitung – z.B. Kafka). Darüber hinaus bieten sich Themen zur Lokalgeschichte (Stadtrundgang, Stolpersteine, Friedhof, Biographien) an.

In diesem Rahmen ist reichlich Platz für den AG-Bereich, wenn gemeinsam mit Schülerinnen und Schülern passende Themenfelder gefunden werden können.

Aber auch schulübergreifende Angebote sind möglich. So wurde ein Anfang bereits im Herbst 2016 gemacht: »Widersprechen – aber wie? – Argumentationstrainings gegen rechte Parolen«: Diese ganztägigen Workshops sollen darin unterstützen, mit Themen wie Zivilcourage, Umgang mit rechtspopulistischen Äußerungen, Rechtsextremismus und weiteren Formen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit, z. B. Homophobie, Sexismus, Antisemitismus oder Islamfeindlichkeit, souverän umzugehen und in schwierigen Diskussionssituationen handlungsfähig zu bleiben.

Frau Fiedler, Frau Helmich und ich hoffen, dass in Zusammenarbeit mit Schülerinnen, Schülern, dem Vorstand des Museums und der Schulleitung des Gymnasiums weitere interessante Bereiche erschlossen werden können.

Walter Schiffer

Landregen

Eine Fahrradtour mit Flüchtlingen durch die Feldmark

Das Radio kündigt Landregen an, in der ganzen Republik. Also, nicht die besten Aussichten. Ob wohl alle Flüchtlingsfamilien kommen? Vor den Sommerferien wurde die Radtour festgelegt und jetzt ist es soweit, der 2. August 2016. »Ich sagte Ihnen, sie sollten pünktlich sein«, so die Organisatorin, Frau Schulte-Huxel, und dann kommt einer nach dem anderen mit dem Rad. Ein Teil trägt die rotgeblümten Ponchos, die auf den letzten Drücker besorgt wurden. Es sind einige Flüchtlingsfamilien aus dem Nahen Osten, dazu deutsche Begleiter und welche, die dolmetschen können. Insgesamt sind wir vierzehn Personen. Am Kiosk an der Kanalbrücke unter einem Vordach stellen wir uns unter. Hier ist der Treffpunkt. Ich sehe überwiegend unbekannte Gesichter. Diese Pilottour für mich mit Flüchtlingen soll mehrere Kilometer gehen, hinein in die Feldmark und in den Dorstener Stadtwald. Habe ich auch alles bedacht? Forstliche Begriffe , wie »schöne Tour, Eiche oder Forstamt« suchte ich noch vor einer Stunde heraus und ließ sie, ach wie praktisch, von Google in Englisch und Französisch übersetzen, eben »Belle Tour, Oak, Forestry commission«.

Doch nun los. Vom Kiosk geht's bergab am Kanal entlang, geklingelt wird vor Freude.

In einem Fahrradanhänger schläft die kleine Maria. Über uns fällt der feine Regen aus dem grauen Himmel. Der erste Halt ist an einer mächtigen Platane, quasi im Trockenen. Nebenan brummen Schiffsmotoren, sie stören nicht, werden leiser und dann folgt »Welcome today, my name is …und belle tour und forestry commission«. Die Begrüßung wird justament unterbrochen von einem deutschen Gast, dem die Platane gefällt, ich solle nun doch mal den schönen Baum erklären, wie alt der ist und schon bin ich gezwungen von meinem Konzept etwas abzuweichen, also los,… »die Platane… immissionshart …., Straßenbaum… Parkbaum im Ruhrgebiet«. Keine weiteren Fragen.

Schließlich radeln wir weiter, radeln bis zum nächsten kurzen Stopp. Wir reden über den ehemaligen Kohlehafen, jetzt plattes Land. Wir sehen den kleinen Jachthafen, zeigen auf die Schleuse und das » Green Land«, die grüne weite Wiese des Segelflughafens, und alle helfen mit beim Übersetzen, sozusagen pfingsterleuchtet mit wilden Vokabeln. Ob die Informationen ankommen, lässt sich schwerlich von den Gesichtern ablesen. Aber das Gefühl sagt uns, es ist gut so.

Wir fahren. Die Hände fest am Lenker, gegen die sprühende Feuchte, fahren nun kräftig die Böschung hoch und dann kommen Bahnschienen und wir sehen, etwas entfernt, die Johanneskirche, ihr wurde gerade die kirchliche Funktion genommen. Ein Zeichen der Zeit, im Spannungsfeld von Rationalisierung und Kirchenaustritten untergegangen, schade, aber das ist jetzt auch Nebensache. Darüber reden wir nicht. Die Kirche bleibt und ist für uns Orientierungspunkt, wir sind richtig, also auf Kurs. Nun geht es bergab, vorbei an Esskastanien, links unten liegt die Villa Keller, mal so richtig das Rad rollen lassen. Wir passieren den Reitplatz, Pferde sind nicht zu sehen, die werden bei dem Wetter im Stall sein, es ist auch ansonsten niemand zu sehen, und schließlich erreichen wir den Judenbusch und den darin liegenden alten jüdischen Friedhof. Ein Zaun, ein Tor. Wir steigen ab. Im Vorfeld hatten wir uns entschieden, hier anzuhalten und diesen Ort vorzustellen. Frau Schulte-Huxel vom Jüdischen Museum Westfalen, fasst sich kurz: »Achtundzwanzig erhaltene Grabsteine, die letzte Bestattung 1941, danach Abtransport der Dorstener Juden nach Riga und zur Vernichtung nach Auschwitz, eine jüdische Gemeinde gibt es nicht mehr in Dorsten«. Die Bäume schlucken unsere schwere Geschichte und wir, die wir es genau verstanden haben, stehen für einen Augenblick ganz alleine da, etwas verlassen, jeder für sich, die Worte noch im Ohr. Wie wirken diese Worte bei den Flüchtlingen? Wir kommen nicht mehr dazu zu sagen, dass von diesem Ort ein Kraftfeld ausgeht. Der jüdische Friedhof wird bezeichnet als guter Ort, als Stätte des Lebens und ist für die Ewigkeit angelegt. Hier warten die Toten auf den Messias und die Auferstehung.

Wieder unterwegs, da schiebt sich ein Fahrrad zu mir vor und es fragt mich ein junger Mann: »Warum sind die Juden denn so weit außerhalb der Stadt begraben, hier im Wald?« Er, ein Syrer, 23 Jahre alt, seit acht Monaten hier, er möchte studieren, vielleicht in Essen. Vorher hat er Französisch studiert. Wir reden und bleiben zusammen und dann überqueren wir die Marler Straße und auf der anderen Seite zieht sich nach einem Acker ganz breit der größte Teil des Stadtwaldes Dorsten hin, der Barloer Busch.

Ein palästinensischer Syrer fährt nun heran und erzählt, dass er Bauarbeiter sei »I love my job« und er möchte so gerne arbeiten. Ich kenne die Beschränkungen und wir hoffen zusammen, dass sie sich bald lockern und er arbeiten kann. Seit 2 Jahren ist er in Dorsten. Er ist der Vater von Maria und erzählt mir, dass er bisher zwei kleine Sprachkurse absolviert hat. Im Winter kamen die meisten Flüchtlinge, zuerst 149 an einem Tag, von jetzt über

»Warum sind die Juden außerhalb der Stadt begraben?«

600. Sogar der Schützenverein hatte mitgeholfen bei den Vorbereitungen, Betten und Stühle zu schleppen, es im alten, nicht mehr benutzten Gymnasium Petrinum wohnlich zu machen.

Wir sind nun im Stadtwald unter Buchen, unter Linden, blicken kurz auf das Denkmal Ferdinand von Raesfeld, und radeln eine Weile schweigend in wohltuender Stille den Weg entlang. Das Grün des Waldes entspannt und tut gut. Etwas fernab, durch die Zweige und an grauen Stämmen vorbei, schimmert das Pumpwerk, backsteinrot, man übersieht es leicht und dabei ist es doch so wichtig. Es wurde errichtet um das Absaufen des Waldes zu verhindern. Der Bergbau in Dorsten, seit hundert Jahren bis zur Stilllegung 2008, hat mit seinen Senkungen » footpaths«, Spuren im Wald hinterlassen. Die Gräben in großer Dichte müssen laufen, ansonsten geht der Wald unter, da muss man sich immer wieder drum kümmern. Wir radeln nun geschwinde, denn der Regen verstärkt sich. Nicht ganz korrekt der Wetterbericht, und Landregen ist das auch nicht mehr. Wir müssen uns gleich unterstellen und machen Tempo. Die Räder sausen nur so dahin. Es ist kein Specht, kein Vogel zu hören. Noch eine Kurve nach links und wir biegen in den Waldlehrpfad ein, fahren an Haselbüschen und Ebereschen vorbei durch den » Dschungel«, so bezeichnen die Schulkinder den Wegeabschnitt. » Gibt es hier Tiere?« fragt mich jemand, ich weiß seinen Namen nicht. Als er Fuchs und auch Fox nicht versteht, spreche ich von dogs, von Hunden und zeige mit der Hand vom Fahrrad herunter, wie groß die sind. »Dangerous?« »Nein, keine Angst.«

Ich frage mich, welche Tiere es wohl in Syrien gibt, ob sie gefährlich sind und ob die Flüchtlinge schon mal durch einen sommergrünen Wald gefahren sind? »Kommen wir in eine andere Stadt?« »Nein, wir bleiben in Dorsten«. Heute ist es wirklich anders als sonst bei den Waldführungen. Endlich vor uns die Waldhütte, wir stellen uns hier unter. Es knistert und raschelt. Fast ein jeder hat etwas dabei und packt es aus, es hat also Vorbereitungen gegeben. Die Flüchtlingsgruppe verteilt Kekse. Das geht mir nahe, ich weiß auch nicht warum. Die Anstrengung, das Radeln hat gut getan, man spürt das, überhaupt spürt man jetzt so eine Art Leichtigkeit und ein Zusammensein. Wir essen, reden und lachen, es ist ein befreites Lachen und ich merke dass Barrieren gefallen sind. Ich stehe im Eingang der Holzhütte und sehe in den Buchenwald hinein: Wie gut, dass ich die Übung »Blinder Hase« gestrichen habe, wobei man mit verbundenen Augen an einem Seil von Baum zu Baum geht, um sich selbst und den Waldboden zu spüren. Seit Jahren ein Highlight bei Schulkindern, aber hier und jetzt? Unmöglich! Welche Ängste hätte das ausgelöst? Mit Tüchern die Augen verbinden, das geht doch nicht. Ich weiß nicht viel von den Flüchtlingen. Es ist davon auszugehen, dass sie Schlimmstes erlebten und traumatisiert sind. Ja, so wird es wohl sein.

Vor der Hütte wird diskutiert, es soll weitergehen. Und so nehmen wir die Fahrräder, sitzen auf und fahren im leichten Regen los mit einem neuen Gefühl. Wir sind jetzt eine Gruppe. Und so geht es noch eine Weile weiter durch die Sommergras- und Wiesenfeldmark, am Stadtsfeld vorbei und irgendwann ist es soweit, wir müssen uns verabschieden. Bestimmt sehen wir uns mal wieder, auf dem Markt, in der Lippestraße, am Recklinghäuser Tor oder woanders. »Good bye« und »Tschüss« und nochmal »Tschüss«. Später, am Schreibtisch, lese ich eine Mail, ein Feed back, alle danken, es soll interessant und informativ gewesen sein. Es hat Spaß gemacht. Wichtig waren den Flüchtlingen auch die Gespräche untereinander.

Bernhard von Blanckenburg

Lesetipp:

Der Jüdische Friedhof in Dorsten

Ein kleiner Leitfaden, Jüdisches Museum Westfalen (2014)

Häftling Nr. 75841
Die Geschichte von Margarete Joseph

Brasilianerin gedenkt mit einem Buch ihrer in Dorsten geborenen Mutter

Nicht alle Tage liest man in Brasilien über Dorsten. Claudia Gari aus São Paulo hat ein Buch über ihre Mutter geschrieben, die Margarete Bock hieß, Joseph mit Mädchennamen, und aus Dorsten stammte. Der Titel des von der Universität São Paulo herausgegebenen Buches lautet »Häftling Nr. 75841 – Die Geschichte von Margarete Joseph« (im Original: »Prisioneira 75841 – A história de Margarete Joseph«). Der Titel bezieht sich auf die Gefangenennummer im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, das Margarete Joseph überlebte – anders als ihre Eltern, die dort umgebracht wurden.

Bevor hier auf Details des Buches und auf Einzelheiten des Lebens von Margarete Joseph eingegangen werden soll, will ich eine kurze Passage übersetzen, die Claudia Garis Motivation zu dem Buch beschreibt – noch mehr ihr Bedauern, ihrer Mutter so wenig Gelegenheit gegeben zu haben, über ihr Leben zu reden.

Heute ist mir klar, dass ich sehr wenig über die Lebensgeschichte meiner Familie wusste. Wenn man mich fragte, ob meine Mutter vom Krieg gesprochen habe, erinnerte ich mich nur daran, dass sie erzählt hatte, wie sie bloß Kartoffelschalen und aussortierte Eier zu essen gehabt habe. Sie erzählte auch, dass sie ohne Narkose am Knie operiert worden sei und dass sie im Krieg deutschen Soldaten Spritzen setzen musste. Heute bereue ich es so sehr, dass ich nicht mehr nach dem gefragt habe, was in diesen düsteren Zeiten passiert ist, auch wenn das alles schwer wiederzugeben ist. Vielleicht hätte sich meine Mutter geöffnet, wenn ich mehr Interesse gezeigt hätte. Aber so geht es, nicht immer sind wir bereit, zur rechten Zeit zuzuhören oder zu fragen ...!

Diese Einsicht ist ziemlich zeitlos und gilt überhaupt nicht nur für den Umgang mit dem Thema Holocaust. Mehr fragen und mehr zuhören ist eine ganz schöne Moral aus dieser Lebensgeschichte.

Claudia Gari hat wenig gefragt, wusste folglich wenig vom Leben ihrer Mutter – und musste deshalb mühevoll rekonstruieren, was ihr die 1991 verstorbene Mutter nicht mehr erzählen konnte.

Bei dieser Rekonstruktion haben der Autorin Unterlagen aus Dorsten geholfen. Und außerordentlich motivierend war ihr Besuch dort im Jahr 2006, als sie an der Enthüllung der beiden Stolpersteine teilnehmen konnte, die am Dorstener Marktplatz in den Boden eingelassen sind und an ihre Großeltern erinnern. Claudia Garis Buch macht auf das Stolperstein-Projekt aufmerksam, das von dem Bildhauer Günter Demnig initiiert worden ist und in Europa große Bekanntschaft erlangt hat. Über 56.000 Steine sind mittlerweile verlegt worden.

Wer waren nun ihre Großeltern? Wer war ihre Mutter? Margarete Joseph, Claudias Mutter, war die Tochter von Louise Reichhardt (*1883) und Ernst Joseph (*1884). Margaretes Eltern heirateten 1910 und zogen ein Jahr später nach Dorsten, wo sie an der Essener Straße ihren ersten Laden betrieben. 1912 wurde ihr Sohn Heinz geboren. Während des Ersten Weltkriegs diente Ernst Joseph als Sanitäter; seine Frau betrieb mit der Hilfe ihrer Schwester das Geschäft. Im Jahr 1919 kauften die Josephs dann ein Haus am Markt 14 und richteten das Modehaus Joseph ein, Parfümerie, Hutladen und prosperierendes Fachgeschäft für Damenmode.

Claudia Gari trägt Fakten aus dem Leben ihrer Großeltern und ihrer Mutter zusammen; etliche dieser Informationen kennt bereits, wer den Band 2 von »Dorsten unterm Hakenkreuz« aus dem Jahr 1984 gelesen hat. Dort gibt es einen kurzen Beitrag von Grete Joseph-Bock (= Margerete Joseph) mit dem Titel »‚Einige wenige -Starke wie ich leben noch' – Ein Brief aus Brasilien«. Ein Satz von Margarete, den die Tochter in ihrem Buch zitiert, lautet: »Ich hatte eine herrliche Kindheit!« Margarete beschreibt ihre Freizeit im elterlichen Laden und ihren Schulalltag bei den Ursulinen. Das Glück war nicht von Dauer. Viele Jahre später, im Jahr 2006, soll sich eine der Ursulinenschwestern im Gespräch mit Claudia Gari an deren Mutter erinnern. Margarete war eine sehr fleißige Schülerin und wurde vor den Mitschülern gelobt. Eines Tages fragt die Klassenlehrerin die Schüler: ‚Warum nehmt ihr euch nicht die Grete zum Vorbild?' Am folgenden Tag erschien eine wütende Mutter in der Schule und fragte, wie man eine jüdische Schülerin als Vorbild darstellen könne.

Die Quellen des Buches von Claudia Gari sind Briefe, Dokumente, Fotos, die ihre Mutter in einer Schachtel aufbewahrt und der die Tochter jahrelang keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Dem Buch »Häftling Nr. 75841« ist ein Vorwort von Maria Luiza Tucci Carneiro vorangestellt, Historikerin an der Universität von São Paulo und Leiterin des Projekts Arquivo Virtual sobre Holocausto e Antissemitismo (Virtuelles Archiv über den Holocaust und Antisemitismus – http://www.arqshoah.com/ – sehr lesenswert). Die Forscherin beschreibt die Wichtigkeit der Unterlagen aus Margaretes Schachtel und die Dringlichkeit von Claudias Buch. »Nichts ist so offenkundig, als dass es nicht erzählt und wiedererzählt werden muss.«

Zurück zu Margaretes Leben! Zurück ins Jahr 1933! Claudia beschreibt, wie ihr Großvater beim morgentlichen Gang zur

Post nicht mehr gegrüßt wird – Nachbarn, Bekannte wechseln die Straßenseite, um ihm auszuweichen. Louise und Ernst Joseph beschließen, das Geschäft aufzugeben und Dorsten zu verlassen.

Schwester Alberta von den Ursulinen bietet Margaretes Eltern an, ihre Tochter auf der Schule zu lassen, unentgeltlich übrigens. Die Eltern lehnen das Angebot ab, zeigen sich allerdings dankbar für diese Geste.

Im Mai 1934 verlassen die Josephs Dorsten in Richtung Rotterdam, mit geringen finanziellen Mitteln und ohne Niederländisch zu sprechen, »ein Sprung ins Unbekannte«, wie Margarete es später nennt. Margaretes Eltern betreiben eine Parfümerie; sie selbst besucht einen Nähkurs. In sechs Monaten lernt sie Niederländisch. Später wird sie sagen, dass sie Holland als ihre Heimat ansieht, »die Holländer als ihre Brüder und Schwestern, Menschen von Charakter, die besten Personen, die sie in ihrem Leben kennengelernt habe«. Im Jahr 1938 wandert Heinz, Margaretes Bruder, mit seiner Frau Elfriede nach Brasilien aus und lässt sich in São Paulo als Fotograf nieder.

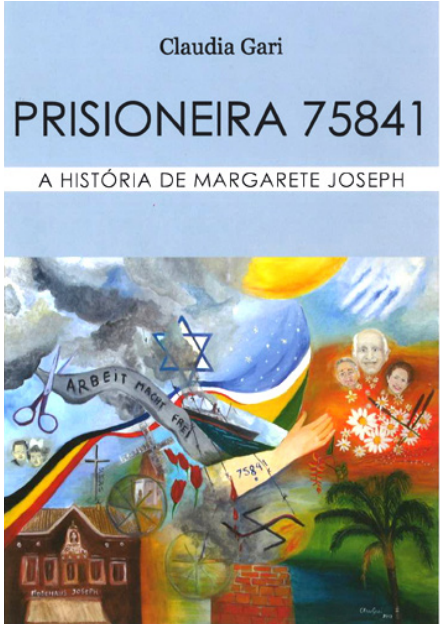
Claudia Gari berichtet, dass das Haus ihrer Großeltern bei den Bombardierungen von Rotterdam zwar nicht beschädigt worden, dass das Leben durch die antisemitischen Maßnahmen der Nazis aber sehr stark beeinträchtigt gewesen sei. Ein halbes Jahr nach der Besatzung Hollands durch die Nazis mussten die Josephs ihr Haus Hals über Kopf verlassen, um nach Apeldoorn umzuziehen, wo es ihnen in geschäftlicher Hinsicht nicht gut ergehen sollte. Margarete arbeitete in einem Krankenhaus in der Nähe und fuhr samstags mit dem Rad zu ihren Eltern – bis das Fahrrad von den Nazis laut einer Regelung vom Juni 1942 konfisziert wurde. Ab dem 2. Mai desselben Jahres war den Juden das Tragen des Judensterns vorgeschrieben.

Ernst Joseph wird zu dieser Zeit zunächst in das Durchgangslager Vught gebracht und von dort aus am 1. Oktober 1942 nach Westerbork. Seine Frau wird einen Tag später in dasselbe Lager gebracht. Margarete sieht ihre Eltern dort zum letzten Mal am 16. Oktober 1942, dem Tag, als Louise und Ernst Joseph nach Polen transportiert werden. Margarete hat ihre Arbeit und folgt dem Rat des Vaters, alles zu tun, um solange wie möglich in Holland bleiben zu können.

Am 3. März 1944 aber wird Margarete mit anderen Juden von Westerbork aus abtransportiert. Die Fahrt in Viehwaggons dauert zwei Nächte und zwei Tage und endet in Auschwitz. Die Beschreibung des zehnmonatigen Aufenthalts in Auschwitz nimmt einen breiten Raum in Claudia Garis Buch ein – wie es anders auch nicht sein kann! Wir lesen Margaretes Bericht von der Ankunft und der Selektion: nur wer stark genug war und sich für die Gruppe derer meldete, die gehen konnten, kam nicht auf die Lastwagen, die direkt zu den Gaskammern fuhren. Margarete gehörte zu den Starken; mit über hundert anderen machte sie sich auf den Fußmarsch nach Birkenau. Es folgen die Beschreibungen des KZ-Alltags: Tätowierung der Nummer 75841, Abschneiden der Haare, Entblößung und Entwürdigung, Terror und Furcht, Kälte und Hunger.

Margarete berichtet von den Krankheiten im Lager, Malaria und Typhus, von der Grausamkeit der Aufseher, von der Arbeit. Bis zum Ende konnte sie nur mutmaßen, was sie eigentlich in dem Arbeitslager fabrizierte: wahrscheinlich irgendwelche Teile von Fallschirmen. Sie berichtet später von einer Knieentzündung, die sie um jeden Preis zu verheimlichen suchte: wer sich krank meldete, lief Gefahr, umgebracht zu werden. Der Bericht ist voller ungeheurer Einzelheiten: bei Fliegeralarm zum Beispiel liefen die Vorarbeiter in die Schutzräume, während die Zwangsarbeiter Schutz unter ihren Werkbänken suchten – Werkbänken in einer Handgranatenfabrik, in der Margarete mittlerweile tätig war.

Schließlich im Januar 1945 der Todesmarsch von Auschwitz aus: 60.000 Gefangene werden auf den Fußmarsch gebracht, Ziele sind die Konzentrationslager in Deutschland. Margarete gelangt mit diesem Treck nach Ravensbrück, überlebt mit einer Decke an den Füßen und einem Pullover über dem Kopf, kommt als eine von wenigen an, die sich keine Verfrierungen zugezogen haben. Ravensbrück war ein Konzentrationslager für Frauen; Margarete überlebt ein weiteres Mal. Sie wird mit tausend anderen Frauen nach Neustadt-Glewe in Mecklenburg gebracht, wo sie in einer Flugzeugfabrik arbeitet.



Kapitel IV trägt den Untertitel »Der Tag der Befreiung« und beschreibt die Gerüchte von der Kapitulation der Nazis, dann die sichere Nachricht, dann den Rausch, der Freiheit ganz nah zu sein. Breiten Raum nimmt jetzt die Beschreibung der Lebensmittel ein, die die Befreiten zuerst von den russischen, dann von den amerikanischen Soldaten erhalten. Über Bergen-Belsen wurde die Gruppe um Margarete Joseph nach Rheine transportiert und weiter nach Enschede, wo sie am 14. Mai 1945 ankam.

Die ehemaligen Gefangenen, die alles, auch und vor allem ihre Angehörigen verloren hatten, blieben in Lagern, wo sie auf die Erteilung von Visa für die USA, Südafrika, Brasilien oder Palästina warteten. Margarete kam zurück nach Westerbork, wo sie sich für weitere drei Wochen aufhielt und sich an die Worte ihres Vaters erinnerte, dass Holland ihr das Leben retten könne.

Claudia Garis Buch, das übrigens sehr großzügig bebildert und illustriert ist, enthält in den folgenden Teilen Zeugnisse und Briefe, die eher persönlicher Art und für die Familie von großem Wert sind.

Am 15. Mai 1946 legt die »Alcor« in Rotterdam ab. Das Schiff kommt am 8. Juni in Santos an. Margarete Joseph führt auf 23 Seiten ihr Reisetagebuch. Claudia erkennt in diesem Tagebuch ihre Mutter als eine freie und selbstbewusste Frau wieder, die sich, 26-jährig, voller Lebensfreude und Optimismus auf die Reise nach Südamerika begab. Ihr Tagebuch, das Margarete übrigens auf deutsch und auf

niederländisch verfasst, ist auch deshalb interessant, weil die junge Frau mit keinem Wort auf die KZ-Zeit eingeht. Sie richtet ihren Blick sehr bewusst in die Zukunft.

Margaretes Leben in Brasilien verläuft in ruhigen Bahnen. Sie lernt den Geschäftsmann Walter Bock kennen. Man geht aus, man segelt auf einem Stausee in der Nähe von São Paulo, man heiratet und man wohnt ein einem guten Viertel der Stadt. Das hier vorgestellte Buch zeigt das Hochzeitsfoto von Margarete und Walter Bock vom 15. Mai 1948, und der Betrachter sieht in lachende und sehr gelöste Gesichter. Margarete ist eine sehr hübsche junge Frau, die ihre Schönheit übrigens bis ans Lebensende zu bewahren weiß. Das letzte Foto nämlich ist im November 1991 und damit einige Monate vor ihrem Tod aufgenommen und zeigt eine interessante und freundliche, weißhaarige und etwas verschmitzte Siebzigjährige.

Den jüdischen Glauben praktizierte Margarete nicht; die Familie feierte die christlichen Feiertage, Weihnachten mit Baum und Geschenken und feierlichem Abendessen. Claudia charakterisiert ihre Mutter als kreativ und künstlerisch geschickt; als Avon-Beraterin trug sie jahrelang zum Einkommen der Familie bei. Ihr Mann Walter stirbt 1984, Margarete arbeitet bis beinahe zu ihrem Lebensende in einer Buchhandlung im Stadtteil Brooklin.
Ein Foto am Ende des Buchs zeigt die Mutter und Großmutter Margarete mit ihrer Tochter und ihren vier Enkelkindern.

Ich übersetze den letzten Absatz aus Claudia Garis Schrift:
Margarete ist von uns gegangen, aber ihre Geschichte bleibt uns zum Gedenken an den Holocaust als Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Es war kein Zufall, dass sie eine Schachtel mit Dokumenten hinterließ, die Zeugen ihres Werdegangs als Häftling und als Überlebende sind, auch Symbole eines Widerstands ohne Waffengewalt. Während des größten Teils ihres Lebens trug sie die Nazi-Tätowierung mit der Nummer 75.841 auf ihrem Arm. Sie überlebte Auschwitz-Birkenau und Ravensbrück, wo sie ihren Arbeitswillen in einen Antrieb zum Leben verwandelte. Sie überquerte den Atlantik und erbat sich Beistand für sich und für ihre Mitpassagiere auf dem Schiff. In Brasilien dann liebte sie und wurde geliebt von ihren Familienangehörigen und Freunden.

Claudia Gari dankt in ihrem Buch mehrmals der Familie Gutschow, die ihr die Reise nach und den Aufenthalt in Dorsten ermöglicht hat. Gerd Gutschow hatte zur Vorstellung der Stolpersteine Margarete Joseph einladen wollen, die aber 2006 längst verstorben war. Die Einladung führte dazu, dass die Tochter Kontakt nach Dorsten aufnahm, an der Zeremonie teilnahm und sich bis heute gerührt zeigt von der Anteilnahme und Gastfreundschaft in Dorsten.

Es ist gut, dass nicht nur die allerspektakulärsten Lebensläufe Eingang ins

kollektive Gedächtnis finden, indem ihnen Bücher und Filme gewidmet werden. Es ist gut, dass Claudia Gari das scheinbar so unscheinbare Leben ihrer Mutter erkundet und aufgezeichnet hat. Ihr Buch wurde durch die Stolperstein-Aktion ausgelöst und stellt eine perfekte Ergänzung der Erinnerungssteine dar.

Nicht alle Tage liest man in Dorsten über Brasilien. Wer sich für die Migration nach Brasilien interessiert, findet eine große Vielfalt von Materialien. Zuletzt ist von der Soziologin Eva Blay ein Grundlagenwerk mit dem Titel »Brasilien als Ziel – über die jüdische Einwanderung nach Brasilien« (im Original: »O Brasil como destino, sobre a imigração judaica ao País«) erschienen. Der engagierte Fernsehsender Arte 1 brachte eine Serie mit dem Titel »Canto dos Exilados« von Kristina Michahelles, die eine große Zahl von nach Brasilien eingewanderten europäischen Intellektuellen und Künstlern porträtiert.

Werner Heidermann

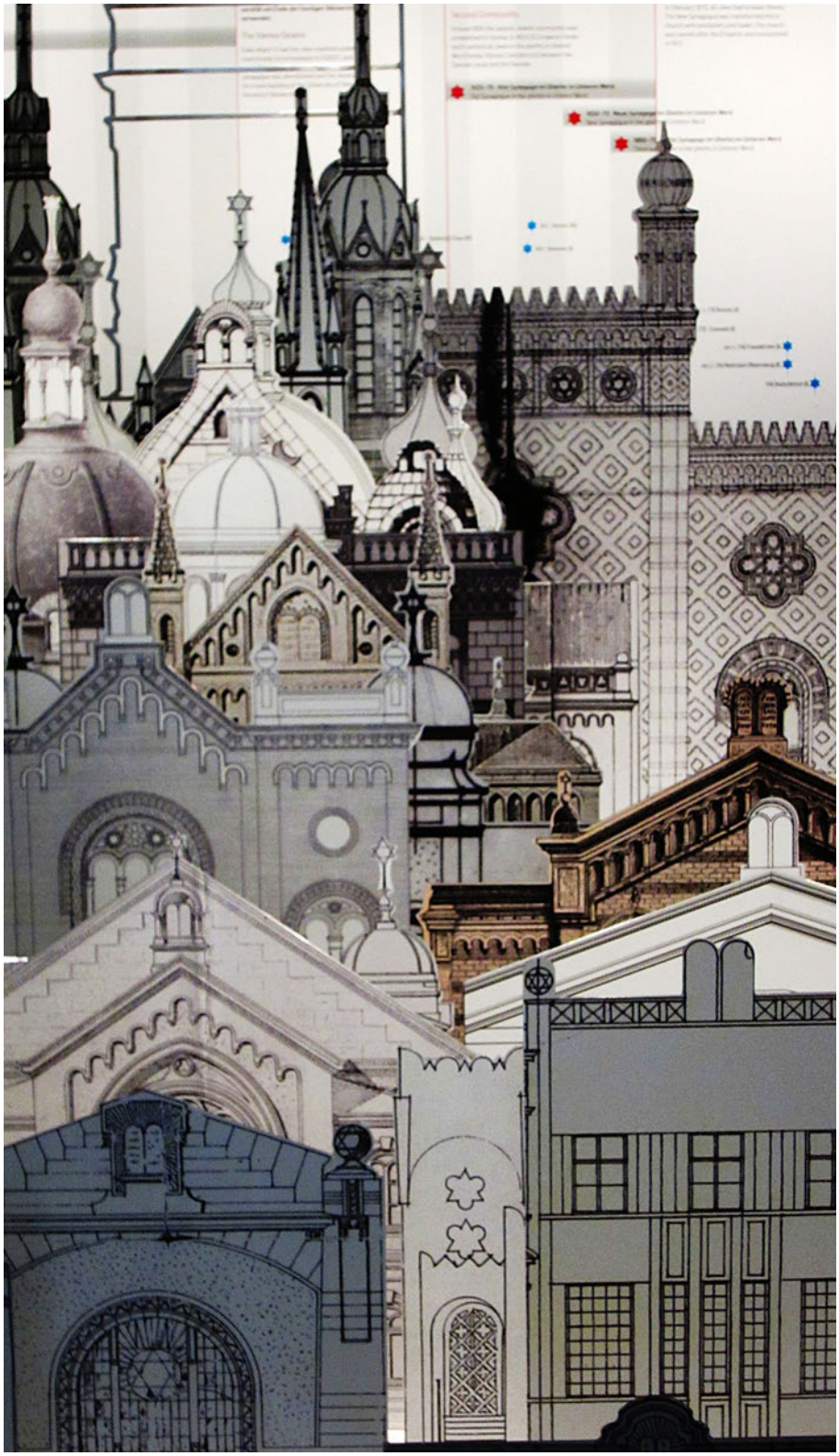
Werner Heidermann

kommt aus Dorsten-Lembeck, hat 1974 am Gymnasium Petrinum sein Abitur gemacht und arbeitet seit rund 20 Jahren als Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Bundesuniversität von Santa Catarina in Florianópolis/Brasilien. Er ist derzeit Vorsitzender des Brasilianischen Germanistenverbandes.
heidermann@gmail.com

Wien, Wien, nur du allein ...?

Auf jüdischen Spuren in Österreichs Hauptstadt

Bilder der zerstörten Wiener Synagogen



Wien! Wer denkt da nicht an Walzer und Opernball, Stephansdom und Marillenknödel! Dass aber das Schloss Schönbrunn zum großen Teil von Juden finanziert wurde, dass der Vater des Radetzkymarsches jüdische Wurzeln besaß (die in der NS-Zeit sinnreich verschwiegen wurden), das steht in keinem Reiseführer, das lässt sich nur vor Ort erfahren. Also begab sich die Reisegruppe des JMW zur jährlichen Exkursion in die österreichische Metropole.

Dort war im frühen 13. Jahrhundert die erste jüdische Gemeinde gegründet worden, 1420/21 wurde sie brutal zerstört. 800 Juden wurden auf der Donau ausgesetzt, 200 verbrannt, 120 in den Selbstmord getrieben. Zur Begründung reichte eine angebliche Waffenlieferung an die Hussiten – noch fadenscheiniger allerdings der Vorwurf, Juden trügen die Schuld an den Fehlgeburten der Kaiserin, der die Vertreibung der zweiten Gemeinde 1670/71 auslöste. Danach begann die schrittweise Anerkennung

Jüdischer Friedhof

Holocaust-Mahnmal

der Juden (später auch der Protestanten), immer natürlich aus guten, d.h. finanziell-pragmatischen Gründen. Das Toleranzpatent von 1782 glich so auch Vorteile mit Zusatzsteuern aus und ließ eine bürgerliche Gleichstellung weiterhin vermissen. Joseph II. benötigte schlichtweg Geld, Karlskirche, Nationalbibliothek und Schönbrunnen mussten finanziert werden, gerne auch vom »Toleranzgeld«, einer Vorform der Kirchensteuer, die Juden und Protestanten zu zahlen hatten. Immerhin wurde nach Gründung der dritten Gemeinde Mitte des 19. Jahrhunderts offenkundig, dass Juden das geistige, kulturelle und wirtschaftliche Leben Wiens entscheidend prägten. Mit dem »Anschluss« Österreichs an das Deutsche Reich begann die Katastrophe: In der Pogromnacht wurden 42 Synagogen zerstört, lediglich der »Stadttempel« blieb erhalten, nicht nur, weil er hinter Wohnhäusern errichtet war, um nach außen nicht als jüdisches Gotteshaus erkennbar zu werden, sondern weil sich in einem Nebenraum das Archiv befand, das die Gestapo für Verhaftungen und Deportationslisten dringend benötigte. Bis Ende des Zweiten Weltkriegs wurden mehr als 65 000 Wiener Juden in KZs ermordet, 120 000 war die Flucht ins Exil gelungen, nur 5 800 überlebten in ihrer alten Heimat. Heute zählt die Israelitische Kultusgemeinde, seitdem die bucharische Gemeinde der Zuwanderer zu Aschkenasim und Sephardim hinzukam, rund 8 000 Mitglieder, Schätzungen zufolge leben etwa rund 15 000 Juden in Wien. Viele von ihnen wohnen wieder auf der »Mazze-Insel« und werfen an Rosch Haschana Brotkrümel in den Donaukanal, um sich der Sünden des vergangenen Jahres zu entledigen.

Am Judenplatz wurde die Dorstener Gruppe sogleich mit mehreren Facetten des jüdischen Lebens in Wien konfrontiert: Da steht über den Fundamenten der 1421 zerstörten mittelalterlichen Synagoge das Holocaust-Mahnmal der britischen Bildhauerin Rachel Whiteread, gestaltet als eine nicht zugängliche Bibliothek mit nach außen gekehrten Büchern, Symbol der untergegangenen jüdischen Kultur, gleichzeitig ein Hinweis darauf, dass die »Lebensbücher« der Ermordeten für immer zugeschlagen sind (vgl. Schalom Nr. 75, S. 18). Im Misrachi-Haus nebenan ermöglichen Computer-Animationen einen virtuellen Spaziergang durch das mittelalterliche Judenviertel, aber auch einen Einblick in die zerstörten Synagogen, während das Jordan-Haus am anderen Ende des Platzes an die spätmittelalterliche Verleumdung der »Hebräerhunde« und das Lessing-Denkmal an die Toleranzidee der Aufklärung erinnert. Dazu kommt die Anekdote der Stadtführerin: Im spanischen Restaurant am Platz sind Steinblöcke erhalten, die vor Jahrhunderten den jüdischen Geldleihern als Stühle dienten, unbequem genug, dass sie kein Verweilen zuließen. Wahrhaftig: Über 750 Jahre jüdische Geschichte im Überblick!

Dann das Jüdische Museum mit der Dauerausstellung »Unsere Stadt!« – selten hat ein Ausrufzeichen so viel Berechtigung – und der Sonderausstellung »Stars of David«, mit dem Fahrrad von Theodor Herzl und dem Schaudepot, mit dem Vortrag über die jiddische Subkultur und dem – sollte auch nicht vergessen werden – originellen Café Eskeles.

Überall in der Altstadt zeigen sich Spuren jüdischen Lebens. Vor der Albertina hat Alfred Hrdlicka sein Denkmal gegen Krieg und Faschismus mit dem Juden bei der »Reibpartie« gestaltet, zunächst gegen den Willen der Österreicher, die erst seit der so genannten Waldheim-Affäre ihre Vergangenheit als eine Tätergeschichte begriffen, inzwischen aber nachhaltig gegen Verdrängen und Vergessen kämpfen und verschiedene Maßnahmen der Entschädigung praktizieren. Die Pestsäule im Graben ist Anlass, der »klassischen« Schuldzuweisungen zu gedenken; die Einritzung »05« an der Fassade des Stephansdoms verweist auf die österreichische Widerstandsbewegung des Jahres 1945; das elegante Palais Todesco war bis zur Zwangsenteignung Eigentum der jüdischen Familien Todesco und von Lieben – lange zuvor hatte Johann Strauß Moritz von Todesco die Geliebte ausgespannt, um sie selbst zu ehelichen, dem Verlassenen blieben zumindest die Kinder.

Mit solchen auch tragikomischen Details wusste Stadtführer W. Juraschek die Gruppe zu überraschen, die er dann auch kenntnisreich über den Zentralfriedhof führte, wo hinter Tor 1 die jüdische

Denkmal gegen Krieg und Faschismus

»Tausende Wiener hatten am 12. März 1938 Spaß am Anblick der Juden, die den Gehsteig schrubben mussten.«

Prominenz begraben ist, allen voran Arthur Schnitzler und Friedrich Torberg. Der »Zentral« war der erste interkonfessionelle Friedhof Europas, nach der bürgerlichen Revolution 1848 fanden hier erstmals Juden, Katholiken und Protestanten zum Gottesdienst zusammen, den sogar der Rabbiner vor seinen christlichen Kollegen eröffnen durfte.

Wer an den Gräberfeldern vorbeigeht, entdeckt bekannte Namen: Isaak Löw Hofmann, Großvater von Hugo von Hofmannsthal, Fotograf Harry Weber, Oskar Marmorek, Jugendstil-Architekt und Zionist, Opernkomponist Goldmark, Viktor Emil Frankl, als »jüdischer Seelendoktor« 1942 deportiert, zurückgekehrt mit dem Entschluss, »trotzdem Ja zum Leben (zu) sagen«. Ein Grabstein gilt »Friedrich Schiller 1860-1924«: die Lebensdaten eines Juden, der aus Liebe zur deutschen Kultur sehr bewusst diesen Namen für sich wählte. Mitglieder der sephardischen Gemeinde erhielten Grabsteine in der Form des »türkischen Tempels« der kleinen osmanischen Gemeinde, die Familie Ephrussi, seit dem Bestseller vom »Hasen mit den Bernsteinaugen« wieder bekannt, wählte den dorischen Tempel. Auf dem Denkmal für die jüdischen Opfer des Ersten Weltkriegs prangt die Prophetie »Die Völker werden nicht mehr das Schwert erheben, und sie werden den Krieg nicht mehr lernen«, die sich in dieser Welt wohl nicht bewahrheiten wird.

Ein letzter Besuch vor der Heimreise galt der Gedenkstätte Steinhof, wo die Ausstellung zur Geschichte der NS-Medizin in Wien über die Tötung von Kindern und Jugendlichen informiert, die mit der Diagnose »unbrauchbar« in Jugendschutzlager abgeschoben und oder gleich in Wien getötet wurden, weil sie der NS-Utopie einer »gesunden Volksgemeinschaft« nicht genügten. Dabei war die Psychiatrie 1907, im deutlichen Kontrast zum bisher üblichen »Narrenturm«, als die damals europaweit größte und modernste Anlage eingerichtet worden. Die zugehörige Kirche hatte der bekannte Jugendstil-Architekt Otto Wagner eigens für die psychisch Kranken konzipiert. Dass sie den Dorstenern, sehnsüchtigen Blicken zum Trotz, verschlossen blieb, war wohl der einzige kleine Makel dieser Studienreise. Oder auch ein Grund zum Wiederkommen? Dann wäre vielleicht auch die Titelfrage zu beantworten.

Reinildis Hartmann

Reise nach Jerusalem

Ein Studienjahr im Heiligen Land

»Israel? Das war doch bestimmt gefährlich oder? Hattest du keine Angst?« Das ist die typische Reaktion, wenn ich Menschen erzählt habe, dass ich ein Jahr in Israel gelebt und studiert habe. Israel ist nicht das meist gewählte Ziel für deutsche Studenten, doch ich habe mich dafür entschieden meinen Studienort für ein Jahr von Bochum nach Israel zu verlagern, um an der Hebräischen Universität in Jerusalem zu studieren.

Der Tag des Abfluges, der gleichzeitig auch ein Tag des Abschieds war, liegt nun bereits mehr als ein Jahr zurück. Das Studienjahr begann mit einem Sommersprachkurs an der Universität. Gemeinsam mit Studenten aus aller Welt lernten wir, uns auf Hebräisch zu unterhalten, zu schreiben und für das Studieren auf Hebräisch vorzubereiten. Mit dem Beginn des Semesters startete dann endlich der richtige Uni-Alltag, und ich fühlte mich angekommen in Jerusalem. Das internationale Klima an der Hebräischen Universität gefiel mir richtig gut – Israelis, Deutsche, Amerikaner, Südkoreaner und alle studierten miteinander.

Ich habe schon sehr früh die Zeit genutzt, das Land näher kennen zu lernen. Wir haben viele Städte, schöne Orte und tolle Landschaften auf unserer Tour gesehen und ich war von der Schönheit dieses Landes total begeistert. Dank Social Media konnte ich diese tollen Eindrücke auch mit den Lieben zu Hause teilen, die sehr begeistert waren. Keine Stadt in Israel gleicht der Anderen, denn jede für sich hat etwas Besonderes zu bieten. Auch auf meinen weiteren Reisen durch das Land war ich beeindruckt von der Schönheit und Vielfältigkeit, die Israel zu bieten hat. Jerusalem ist für mich dabei unvergleichbar, denn in keinem Ort der Welt gibt es so eine gelebte Vielfalt wie in der heiligen Stadt. An jedem Ort, den man in Jerusalem besucht trifft man andere Religionen und Nationalitäten: Yom Kippur, den höchsten jüdischen Feiertag, an der Klagemauer feiern und den in weiß gekleideten orthodoxen Juden beim Beten zu schauen oder an Ostern in die Grabeskirche eingeschlossen zu

werden und mit hunderten von anderen Christen aus aller Welt Gottesdienst zu feiern und Teil einer riesigen Prozession durch die Altstadt zu sein erlebte ich.

Diese ganzen Kulturen mit ihren unterschiedlichen Lebensweisen konnten das Leben allerdings auch manchmal etwas anstrengend machen. Eines meiner ersten Erlebnisse in Jerusalems Altstadt war ein netter Hinweis darauf, dass unsere Kleidung an der Klagemauer nicht angemessen war, so dass wir uns bei 40 Grad einen Schal um die Schultern wickeln mussten. Doch schon schnell stellte ich fest, dass sich die Anweisungen auf die angemessene Kleidung von Religion zu Religion unterscheiden und passende Kleidung zur Herausforderung werden kann. Besonders in der Anfangsphase war für mich meine neue Wohngegend in Ostjerusalem und seine arabische Bevölkerung eine wirkliche Herausforderung. Israel und Palästina bedeuten für eine Frau eine Umgewöhnung. Westlich anmutende Frauen werden häufig angehupt, angesprochen und angeschaut; auf jeden Fall bemerkt. Doch ich habe mich schnell daran gewöhnt, dennoch fühlte ich mich im israelischen Teil der Stadt wohler. Ich hatte dort mehr das Gefühl reinzupassen und nicht so sehr als Fremde aufzufallen.

Was ich schon sehr schnell positiv an den Israelis bemerkt habe, ist deren Offenheit und Interesse. Wenn man in Israel ausgeht, dann kann man sich sicher sein, dass man von Israelis angesprochen wird, die interessiert nachfragen woher man kommt und was man hier in Israel macht. Was mich sehr beeindruckt hat, vor allem auch im normalen Alltag, ist diese Lebendigkeit und Ausgelassenheit. Gleichzeitig musste ich mich allerdings an die doch manchmal ruppige, manchmal etwas rücksichtlos anmutende Verhaltensweise der Israelis gewöhnen. Ich glaube das gute alte deutsche »Erst aussteigen lassen« wird sich in Israel niemals durchsetzen. Doch man kann den Israelis keine fehlende Höflichkeit unterstellen, denn wenn man um Hilfe bittet oder auch schon nur wenn man hilflos durch die Gegend schaut, kommt jemand auf dich zu und fragt, ob er dir helfen kann. Ein Land, das schon so viel Gewalt und Konflikte erlebt hat, lässt davon in seinem Alltag doch relativ wenig spüren. Natürlich bleibt das Jahr nicht frei von Eindrücken in Bezug auf den anhaltenden Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern. Gerade die allzeit präsente Sicherheitspolitik in Form von Polizisten, die mit einem Maschinengewehr rund um die Altstadt stehen oder die ständigen Sicherheitschecks an fast jeder öffentlichen Einrichtung, waren zu Beginn doch eher befremdlich. Für mich persönlich kann ich allerdings sagen, dass ich mich daran sehr schnell gewöhnt und ich mich das ganze Jahr über sicher gefühlt habe.

Ein Jahr in Israel zu studieren und Jerusalem so intensiv kennen zu lernen, waren für mich sehr spannende, interessante und wegweisende Monate. Die Möglichkeit in ein anderes Land einzutauchen, fremde Kulturen und Religionen kennen zu lernen und eine neue Sprache zu lernen, waren für mich Erfahrungen, die mich sicherlich noch lange prägen werden. Und ich habe definitiv vor, auch wenn es nur für einen Urlaub ist, nach Israel zurück zu kehren und mit dem Land verbunden zu bleiben.

Jennifer Böther

J. Böther, 24

absolvierte im Sommer 2014 ein Praktikum im Jüdischen Museum Westfalen. Sie studiert Geschichte und Evangelische Theologie und war von Juli 2015 bis Juli 2016 in Israel.

Vorgestellt: Cordula Lissner

Die Urgroßmutter stammte aus Olfen – Lore Robinson, ihre Tochter Joanne und ihre Enkelin Catherine 2011 in London. Foto: Axel Joerss

Philine Lissner, Cordula Lissner und Tamar Dreifuss bei einer Projektbesprechung in Pulheim 2015. Foto: Harry Dreifuss

»Du weißt ja, dass die Familie unserer Mutter aus Olfen stammt?«, fragt Joanne, als ich ihr von meinem neuen Job im Jüdischen Museum Westfalen erzähle. Ich wusste es nicht, aber freue mich, dass der Besuch aus London sofort eine Verbindung zwischen meinen rheinischen und westfälischen Projekten gefunden hat.

Mein »westfälisches« Projekt hat am 1. Juli angefangen. Für 18 Monate bin ich im JMW als wissenschaftliche Mitarbeiterin dafür zuständig, gemeinsam mit dem Museumsteam die Dauerausstellung zu überarbeiten. Nach drei Monaten, in denen meine Arbeit vor allem im Lesen, Sichten und Fragen bestanden hat, habe ich jetzt viele Ideen und freue mich auf die nächste Phase, in der die Pläne sich langsam zu Bildern, Objekten und Geschichten formen werden.

Zu meinen »rheinischen« Projekten gehört seit vielen Jahren der Kölner Lern- und Gedenkort Jawne, ein kleines Museum zur Erinnerung an das jüdische Gymnasium Jawne. Mit einem Besuch von Lore Robinson, Mutter der eingangs zitierten Joanne und, wie ich jetzt weiß, Tochter der Olfenerin Anna Simon, begann 2009 unser Kindertransport-Projekt. Mit einem kleinen Team haben wir über Jahre hinweg Zeitzeugen und Zeitzeuginnen in Großbritannien, in Deutschland und in Israel besucht. Sie alle waren mit einem so genannten Kindertransport aus dem nationalsozialistischen Deutschland gerettet worden. Die meisten unserer Gesprächspartner_innen, so auch Lore Robinson, hatten als Kinder das damals einzige jüdische Gymnasium im heutigen Nordrhein-Westfalen besucht und verdankten ihre Rettung dem Jawne-Direktor Dr. Erich Klibansky. Mit der entstandenen Website – www.kindertransporte-nrw.eu – und einer großen Ausstellung im LVR-Landeshaus in Köln 2013 konnten wir Ergebnisse unserer Forschungen einer großen Öffentlichkeit präsentieren. Eine besondere Freude war es, dass wir zur Eröffnung Zeitzeuginnen und Zeitzeugen begrüßen konnten, die zum Teil aus London und aus Manchester angereist waren.

Geschichte aus der Sicht von Zeitzeug_innen kennenzulernen und Ausstellungen zu konzipieren, das lässt sich vielleicht schon erahnen, sind für mich die schönsten Aufgaben, die es für eine Historikerin geben kann. Das Themenspektrum meiner Forschungs- und Ausstellungsprojekte umfasst dabei nicht nur die deutsch-jüdische Geschichte. Meine erste Anstellung nach dem Studium war im Kölner Rom e.V., einer von osteuropäischen Roma und ihren Unterstützer_innen gegründeten Selbsthilfe-Organisation. Die Beschäftigung mit Migrations- und Akkulturationsprozessen fand eine Fortsetzung in einem Ausstellungsprojekt und einer anschließenden Dissertation zur Rückkehr aus der Emigration nach 1945.

Für das in Köln ansässige DOMiD, Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland, habe ich 2011 eine große Ausstellung zur Migration aus der Türkei mit erarbeitet. Und 2014 habe ich noch einmal viel Zeit in Großbritannien verbracht, um britische Objekte für eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums Berlin zum Kriegsende in Europa zu finden.

Zwischendurch, für ein Semester, ein Jahr, drei Jahre, war ich auch immer wieder an einer Universität angestellt. Meine Uni-Projekte betrafen Forschungen zur (evangelischen) Frauengeschichte, darunter ein sehr spannendes Oral History-Projekt zur Geschichte der »Diakonissenanstalt« in Düsseldorf-Kaiserswerth und ein Projekt zu christlichen und jüdischen Frauen in der Neuen Frauenbewegung. In die unterschiedlichen Lehrveranstaltungen konnte ich immer wieder meine außeruniversitären Forschungserfahrungen einbringen. So gab es Zeitzeugen-Gespräche und von Studierenden selbst erarbeitete historische Ausstellungen.

Fortsetzung: nächste Seite…

Nachrichten aus der Geschichtskultur

Siegen: Das Aktive Museum Südwestfalen, angesiedelt in einem Bunker auf dem Gelände der ehem. Siegener Synagoge, begeht in diesem Herbst sein 20jähriges Jubiläum. Wie viele NS-Erinnerungsorte aus einer Bürgerinitiative entstanden, kann das Museum auf unzählige Ausstellungen, Veröffentlichungen, Gedenkveranstaltungen und Bildungsaktivitäten zurückblicken. Auch ein 1700 Namen umfassendes virtuelles Gedenkbuch konnte in den letzten Jahren erarbeitet werden mit Unterstützung der Universität Siegen. Ab 2017 wird die zur Verfügung stehende Fläche erweitert, was eine neue Ausstellung und intensivere Seminararbeit möglich machen wird. Weiterhin viel Erfolg!

Dortmund: Die Neugestaltung der Dortmunder Mahn- und Gedenkstätte Steinwache geht jetzt in ihr entscheidendes Stadium. Die fast 30 Jahre alte Ausstellung wird erneuert, ein neues Besucherzentrum wird errichtet, Fördermittel von Land und Bund erlauben eine grundlegende Neuausrichtung, die die Geschichte des historischen Ortes als regionales Repressionszentrum ernster nimmt als bislang.

Vogelsang: Mit der Eröffnung einer Dauerausstellung »Bestimmung: Herrenmensch – NS-Ordensburgen zwischen Faszination und Verbrechen« hat der Gedenkort »Ordensburg Vogelsang« im September seine Arbeit in vollem Umfang aufgenommen. Fast 5 Jahre Bauzeit mit vielen Verzögerungen gingen voraus. Die mehrsprachige historische Ausstellung zur Ordensburg-Geschichte hat einen Umfang von ca. 800 qm, ist eingebettet in den Nationalpark Eifel und wird flankiert von einer weiteren Ausstellung »Wildnis(t)räume«.

Blick in die neue Ausstellung auf Burg Vogelsang

Vorgestellt: Cordula Lissner …

Einige meiner Projekte sind noch gar nicht abgeschlossen. So suchen wir immer noch einen Verlag für ein Buchprojekt zur litauisch-deutsch-israelischen Familiengeschichte von Tamar und Harry Dreifuss, das als Graphic Novel gestaltet insbesondere Jugendliche ansprechen soll.

Aber jetzt freue ich mich erst einmal auf die nächsten Schritte im Jüdischen Museum Westfalen. Und vielleicht kommt Lore Robinson, meine rheinisch-westfälische Freundin, ja irgendwann auch einmal als Zeitzeugin nach Dorsten.

Cordula Lissner

Zeitzeug_innen bei der Eröffnung der Kindertransport-Ausstellung in Köln. Von links nach rechts: Henny Franks, Margot Showman, Henry Gruen, Lore Robinson, Helfried Heilbut und Ernest Kolman. Foto: Axel Joerss

Ein Besuch in Amsterdams innovativen Kindermuseen

Mareike Fiedler und Gittan van Raesfeld-Meijer im Kindermuseum des Jüdischen Museums Amsterdam. Foto: C. Lissner

Ein Foto der Familie Hollander, deren Alltag die Ausstellung im Kindermuseum strukturiert.

Das Kindermuseum im Widerstandsmuseum

Im Oktober unternahmen Mareike Fiedler, Museumspädagogin im JMW, und die neue wissenschaftliche Mitarbeiterin Cordula Lissner eine spannende Dienstreise nach Amsterdam. Die Fahrt stand im Zusammenhang mit der geplanten Überarbeitung der Dauerausstellung im Jüdischen Museum Westfalen.

Obwohl Schulklassen und andere Kinder- wie Jugendgruppen regelmäßig und mit großem Interesse das JMW besuchen, bietet die Dauerausstellung bisher keine besonderen Stationen für junge Museumsgäste. Das soll in der Neuplanung anders werden. Zur Entwicklung eines tragfähigen Konzepts suchen wir den Austausch mit Kolleginnen und Kollegen, die über Erfahrungen mit Museumsangeboten für Kinder verfügen.

Gleich zwei Museen in Amsterdam haben ein eigenes Kindermuseum, und wir waren gespannt auf unsere Verabredungen. Der erste Tag unserer Reise war dem Joods Historisch Museum, dem Jüdischen Museum in Amsterdam, gewidmet. Mit unserer Gesprächspartnerin Gittan van Raesfeld Meijer, Leiterin der Museumspädagogik, waren wir schon nach wenigen Minuten in spannende Diskussionen vertieft.

Das Haus der Familie Hollander, so heißt die Ausstellung im Kindermuseum, und dieses Haus hat vier Stockwerke prallvoll mit Episoden und Objekten aus dem Alltag einer niederländisch-jüdischen Familie. Schon im Erdgeschoss hätten wir viele Installationen am liebsten direkt mitgenommen. Zum Beispiel die Collage »Sergeant Kosher‘s Jewish Hearts Club Band«, die auf humorvolle Weise verdeutlicht, wie viele Berühmtheiten aus Wissenschaft, Literatur, Film und Popkultur aus einer jüdischen Familie stammen.

Oder die beiden Schubladen, an denen junge und auch erwachsene Besucher_innen sich entscheiden können, ob die Objekte darin in die Abteilung »silly« (dumm) oder »witty« (intelligent) gehören. Die Grenze ist oft schwer zu markieren: Ist der Cartoon mit einem »jüdischen« Witz selbstironisch oder diffamierend? Und was ist mit dem »darwinistischen« Vexierbild, in dem sich ein Chanukka-Leuchter in einen Christbaum verwandelt?

Fragen, so erklärt uns Gittan, sind ohnehin ein Grundprinzip des Kindermuseums, und so ist auch ein Studientag über Vorurteile mit »I ask« – »Ich frage« überschrieben. Und nicht nur Judith, die älteste der drei Hollander-Kinder, die uns in den unterschiedlichen Räumen des Kindermuseums immer wieder begegnen, hat auf jede Antwort eine neue Frage.

An unserem zweiten Reisetag wurden wir herzlich von Gerard Mensink empfangen, Leiter der Museumspädagogik im Verzetsmuseum Amsterdam (Widerstandsmuseum) und 2010/2011 Mareikes Chef im freiwilligen Jahr für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.

Auch das Widerstandsmuseum stellt Fragen ins Zentrum der Didaktik und mit einer Frage beginnt die Dauerausstellung: »Die Niederlande sind von Nazi-Deutschland besetzt. Was machst du? Anpassen? Mitmachen? Widerstehen?« Auf diese Fragen gibt es selbstverständlich keine einfachen Antworten.

Seit 2013 hat das Verzetsmuseum ein eigenes, längst preisverdächtiges, Kindermuseum, das sich über den großen Andrang junger Besucher_innen auch nach drei Jahren noch freut. Für unser Museum in Dorsten nehmen wir viele Anregungen mit.

Wie in unserer Ausstellung »Jüdische Lebenswege in Westfalen« stellt auch das Kindermuseum Biografien in den Mittelpunkt. In der Diskussion mit Gerard Mensink wurde schnell deutlich, für wie sinnvoll er es hält, sich auf wenige Biografien zu beschränken und diese dafür detailliert darzustellen. Für Kinder erleichtert dies ebenso die Identifikation wie die Tatsache, dass die porträtierten Kinder ungefähr in ihrem Alter sind. Wichtige Anknüpfungspunkte also auch für unsere Überlegungen.

Uns beeindruckte auch die Szenografie der Ausstellung. Ähnlich wie bei einem Bühnenbild hatten wir das Gefühl, tatsächlich in eine andere Welt einzutauchen. Für vier Kinder mit unterschiedlichen Schicksalen gibt es je eine »Wohnung«, in die man hineingehen und die Geschichte der Familie erforschen kann. Den jungen Ausstellungsbesucher_innen soll es explizit ermöglicht werden, biographische Erfahrungen nachzuvollziehen und Empathie zu entwickeln.

Die vier Hauptbiografien in der Ausstellung werden ergänzt durch kurze Einblicke in das Leben anderer Kinder, so gibt es z.B. auch eine Station zu einem jungen niederländischen Sinto.

Im letzten Raum des Kindermuseums schließt sich ein Kreis: Die vier Kinder aus den Ausstellungsräumen begegnen uns nun als alte Menschen, die in kurzen Filmauszügen über die Notwendigkeit der Erinnerung und über ihr Engagement in der Gegenwart berichten.

Mareike Fiedler und
Cordula Lissner

Kindermuseum im Widerstandmuseum

Plantage Kerklaan 61, 1018 CX Amsterdam

geöffnet Dienstag bis Freitag von 10.00 – 17.00 Uhr und Samstag bis Montag und an Feiertagen von 11.00 – 17.00 Uhr

Eintritt für Kinder von 7 bis 15 Jahren: 5 Euro (Erwachsene 10 Euro, freier Eintritt mit der Amsterdam Card

Virtueller Besuch:

www.verzetsmuseum.org/museum/nl/verzetsmuseum-junior

Kindermuseum im Jüdischen Museum Amsterdam

Nieuwe Amstelstraat 1, 1011 PL Amsterdam

geöffnet täglich 11:00 – 17:00

Eintritt für Kinder zwischen 6 und 12 Jahren: 3 Euro (unter 6 freier Eintritt)

Virtueller Besuch: www.jhmkindermuseum.nl/#/home

Oktober 1946 – Uraufführung des ersten deutschen Nachkriegsfilms

»Die Mörder sind unter uns« ist der Titel des ersten deutschen Nachkriegsfilms, der am 15. Oktober 1946 in Berlin in der sowjetischen Besatzungszone Premiere hatte. Der Film, der von März bis August 1946 unter der Regie von Wolfgang Staudte vor allem in Berlin gedreht wurde, beschäftigt sich mit den zentralen Themen und Problemen der unmittelbaren Nachkriegszeit und der Auseinandersetzung mit den Geschehnissen der Vergangenheit. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage nach Schuld und dem Umgang mit dieser. Der Film gilt zudem als der erste deutsche Trümmerfilm, da seine Handlung in das Bild der zerstörten Stadt Berlin eingebettet ist und die Originalruinen als Kulisse dienten.

Im Mittelpunkt des Films steht die Fotografin Susanne Wallner, gespielt von Hildegard Knef, die als KZ-Überlebende unmittelbar nach Kriegsende nach Berlin zurückkehrt, um dort den Versuch zu unternehmen, sich ein neues Leben aufzubauen. Über den Grund ihrer Verhaftung – vermutlich politische – und ihre Zeit im Lager schweigt sich der Film nahezu vollständig aus. In ihrer früheren Wohnung trifft sie auf den ehemaligen Chirurgen Dr. Hans Mertens (Ernst Wilhelm Borchert). Aufgrund der vorherrschenden Wohnungsknappheit sehen sich die beiden gezwungen, gemeinsam in der beschädigten und halb zerbombten Wohnung zu leben. Hans Mertens erscheint als von den an der Ostfront erlebten Kriegserfahrungen stark traumatisiert, hoffnungslos verzweifelt und nur noch in der Lage, den Alltag mit Hilfe von Alkohol und Zynismus zu ertragen. Susanne Wallner hingegen erscheint pragmatisch und lebensbejahend, nimmt sich seiner an und lang-

Susanne Wallner (Knef) und Hans Mertens (Borchert) in einer Szene vor den Ruinen Berlins

sam entwickelt sich ein vertrauensvoller Umgang zwischen den beiden. Doch Mertens lassen die Erlebnisse des Krieges nicht los und scheinen in direktem Zusammenhang mit seinem ehemaligen und zunächst totgeglaubten Hauptmann Ferdinand Brückner (Arno Paulsen) zu stehen. Dieser ist in der Gesellschaft der Nachkriegszeit bereits zu einem erfolgreichen Geschäftsmann aufgestiegen, der jetzt aus Stahlhelmen Kochtöpfe herstellt. Es kommt zu einem Treffen zwischen Mertens und Brückner, in dessen Verlauf Mertens beschließt, Brückner zu erschießen. Zunächst scheitert der Plan jedoch, da Mertens auf ein schwerkrankes Mädchen trifft, dass er durch eine Notoperation retten kann. Für kurze Zeit scheint es, als hätte dieses positive Erlebnis Mertens neuen Lebensmut geschenkt.

Weihnachten 1945 beschließt Mertens jedoch erneut, Brückner zu töten und der Zuschauer erfährt nun in einer Rückblende die Hintergründe: Am Weihnachtsabend 1942 hatte Brückner als Vergeltungsmaßnahme eine Massenerschießung an den Einwohnern eines polnischen Dorfes befohlen. Mertens war es damals nicht gelungen, Brückner von der willkürlichen Erschießung abzuhalten und hatte diese mitansehen müssen. Im Anschluss daran hatte Brückner völlig unbeschwert die Weihnachtsfeierlichkeiten fortgesetzt. Auch beim jetzigen Aufeinandertreffen der beiden Männer ist sich Brückner keiner Schuld bewusst, während Mertens nicht ertragen kann, die Tat nicht verhindert zu haben. Im letzten Moment gelingt es dann Susanne, Mertens von seinem Plan, von dem sie aus seinem Tagebuch erfahren hatte, abzubringen und den Mord an Brückner zu verhindern. Die eigentliche Handlung des Films schließt mit dem Plädoyer, nicht selber richten, sondern nur anklagen zu dürfen: »Hans, wir haben nicht das Recht zu richten.« – »Nein, Susanne, aber wir haben die Pflicht, Anklage zu erheben, Sühne zu fordern im Auftrag von Millionen hingemordeter Menschen!«

Ein Kritikpunkt des Films aus heutiger Sicht ist vor allem die Tatsache, dass die »Millionen hingemordeter Menschen« und somit die Opfer des Nationalsozialismus erstaunlich gesichtslos bleiben. Wie bereits angemerkt, erfährt man über das Schicksal Susanne Wallners nahezu nichts und die Vernichtung der europäischen Juden wird nur durch eine Schlagzeile in der Zeitung angesprochen, in der Brückner sein Brot eingewickelt hatte. Im Haus von Wallner und Mertens lebt außerdem ein alter und äußerst gütiger Mann, der durch den Namen »Mondschein« und vorsichtige Andeutungen als Jude identifiziert werden kann, wenn beispielsweise mehrmals betont wird, dass es ein Wunder sei, dass er noch lebe.

Auf die eigentliche Handlung des Films folgen Bilder von Brückner im Gefängnis – er wurde also für sein Verbrechen doch noch zur Rechenschaft gezogen – zusammen mit sich überblendenden Bildern von Gräbern, Kriegsversehrten, einer Mutter mit ihren Kindern und Soldaten, die als Rückblick und Mahnung an die Ereignisse des Krieges gedeutet werden können.

In der Urfassung des Films wurde Brückner tatsächlich von Mertens getötet und der Arbeitstitel des Films lautete zu diesem Zeitpunkt noch »Der Mann, den ich töten werde«. Die Zensoren in der sowjetischen Besatzungszone, die die Produktion des Films überwachten, forderten jedoch eine Umschreibung des Drehbuchs weg vom Vorgang der Selbstjustiz sowie eine Veränderung des Titels, da sie fürchteten, dass der Film ansonsten eine falsche Botschaft vermitteln würde. Es sollte das Vertrauen in die Arbeit der Gerichte und die neue Rechtsprechung gestärkt und verhindert werden, dass sich der Einzelne in die Rolle des Richters über Vergangenes begebe.

Nach der Uraufführung im Gebäude der Deutschen Staatsoper im Oktober 1946 und einer Erstaufführung in Baden-Baden am 10. April 1947 wurde »Die Mörder sind unter uns« 1955 erstmals im Deutschen Fernsehfunk der DDR ausgestrahlt. In der BRD lief der Film erst am 18. Dezember 1971 im Programm der ARD.

Christina Schröder

DR. SCHLOTMANN

GESUNDE, SCHÖNE ZÄHNE – EIN LEBEN LANG

STOLZ

auf unser ganzes Team!

BEGEISTERT

vom gesunden und schönen Lachen unserer glücklichen Patienten!

GESPANNT

auf Sie in 2017 und unserem gemeinsamen Weg zu Ihrer lebenslangen Zahngesundheit!

**WAS WIR TUN, TUN WIR MIT HERZBLUT! DAS SPÜREN UNSERE PATIENTEN!
WIR WÜNSCHEN IHNEN UND IHRER FAMILIE EINE GANZ SCHÖNE WEIHNACHTSZEIT UND EIN GLÜCKLICHES NEUES JAHR! ALLES LIEBE UND BIS BALD!**

WIR SIND VON MONTAG BIS FREITAG VON 7 BIS 21 UHR FÜR SIE DA

PLATZ DER DEUTSCHEN EINHEIT 8 | DORSTEN | T: 02362/61900

PRAXIS@DR-SCHLOTMANN.DE | WWW.DR-SCHLOTMANN.DE

Buchtipps aus der LiteraturHandlung

BRUCE SPRINGSTEEN

Born to run. Die Autobiografie

2016 Heyne,
€ 27,99

Selten zuvor hat ein Bühnenkünstler seine eigene Geschichte mit solch einer Kraft und solch einem lodernden Feuer niedergeschrieben. Wie viele seiner Songs (»Thunder Road«, »Badlands« , »Darkness on the Edge of Town«, »The River«, »Born in the U.S.A.«, »The Rising« oder »The Ghost of Tom Joad«, um ein paar wenige zu erwähnen) ist Bruce Springsteens Autobiografie geprägt von der Lyrik eines einzigartigen Songwriters und der Weisheit eines Mannes, der ausgiebig über sein Leben nachgedacht hat. Bruce Springsteen, geboren 1949, ist ein US-amerikanischer Rockmusiker. Er zählt zu den weltweit erfolgreichsten Musikern überhaupt.

HANNAH ARENDT

Wir Flüchtlinge

2016 Reclam,
€ 6,--

Hannah Arendts 1943 erschienener Essay wurde lange Zeit ignoriert, erst 1986 übersetzt – und zeigt erst heute seine eigentliche Sprengkraft: Aus unmittelbarem eigenem Erleben bezweifelte Arendt, dass Staaten überhaupt noch in der Lage sind, Flüchtlings-Probleme zu bewältigen, da die Nationalsozialisten die Idee des schützenden Nationalstaats unmöglich gemacht haben.

Ähnlich wie bei »Eichmann in Jerusalem« brachte ihr diese These Schwierigkeiten mit zionistischen Strömungen ein, die Israel als Rettungsinsel genau in diesem Sinne sehen wollten.

Der Essay von Thomas Meyer unterstreicht die Relevanz des Textes im Zusammenhang mit der heutigen Flüchtlingsdebatte.

JUDITH KERR

Ein Seehund für Herrn Albert

2016 Fischer Sauerländer,
ab 6 Jahre,
€ 12,--

Was fängt man mit einem verlassenen Seehundkind an, das man an der Küste findet? Man nimmt es natürlich mit und schmuggelt es an dem herzlosen Hausmeister vorbei direkt in seine Badewanne! Genau das macht der alte Herr Albert – mit ungeahnten Folgen. Das fröhliche Robbenbaby Charlie plantscht sich nämlich nicht nur in Herrn Alberts Herz, sondern auch in das seiner zauberhaften Nachbarin Fräulein Craig. Aber weil Seehunde nun mal nicht in Badewannen leben dürfen, muss ein neues Zuhause für den kleinen Charlie her. Am besten eines, wo für die beiden Menschenfreunde auch noch Platz ist. Ein hinreißender Roman über ein ebenso liebenswertes wie ungewöhnliches Haustier und wahre Tierliebe. Mit 60 zauberhaften Bleistiftillustrationen der Autorin von ‚Als Hitler das rosa Kaninchen stahl'.

Buchtipps aus der LiteraturHandlung

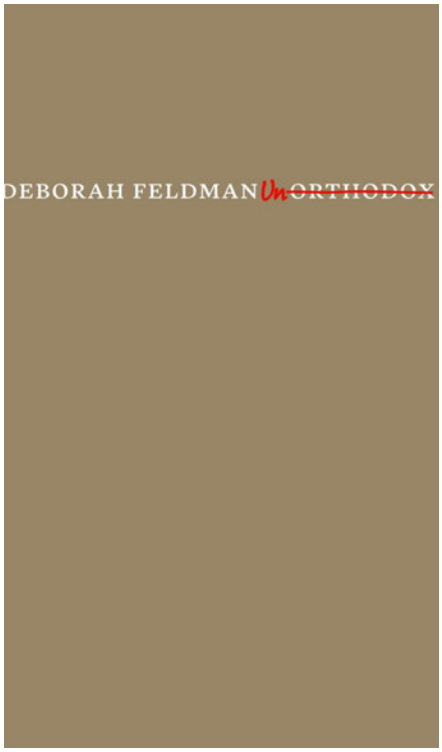
SHAHAK SHAPIRA

Das wird man ja wohl noch schreiben dürfen. Wie ich der deutscheste Jude der Welt wurde

2016 Rowohlt, € 14,99

In der Neujahrsnacht 2015 wurde ein junger Israeli in der Berliner U-Bahn angegriffen, nachdem er sich mit einer Horde angelegt hatte, die antisemitische Parolen grölte. Ein Mediengewitter war die Folge, PEGIDA solidarisierte sich, aus Israel kam die Empfehlung, in die Heimat zurückzukehren. Aber Shahak Shapira wehrte sich weiter: Rassismus sei immer schlimm, egal gegen wen, im Übrigen fühle er sich in Berlin pudelwohl. Danach war die Hölle los, Fernsehstationen und Zeitungen weltweit berichteten, es hagelte Lob und Kritik.

Nun schreibt Shahak über sein Leben: schaurig lustig über seine Jugend als Jude im tiefsten Sachsen-Anhalt, ergreifend über die Geschichte seiner Familie und nachdrücklich in seiner Botschaft: dass alle Menschen in Frieden zusammenleben können, wenn sie nur wollen. Und dass jeder selbst entscheidet, ob er ein Rassist ist oder nicht. Respektlos, witzig, klug: ein Buch über Deutsche, Juden, Muslime – und einen Nazi mit Wolfgang-Petry-Frisur.



DEBORAH FELDMAN

Un-orthodox

2016 Secession Verlag
für Literatur, € 22,--

Schon am Tag als »Un-orthodox« in den USA erschien, führte dieser aufrührende autobiografische Bericht schlagartig die Bestsellerliste der New York Times an und war sofort ausverkauft. Wenige Monate später durchbrach die Auflage die Millionengrenze. Die amerikanische Presse erklärte den Erfolg so: Noch nie hat eine Autorin ihre Befreiung aus den Fesseln religiöser Extremisten so lebensnah, so ehrlich, so analytisch klug und dabei literarisch so anspruchsvoll erzählt: In der chassidischen Satmar Gemeinde in Williamsburg, New York, herrschen die strengsten Regeln einer ultraorthodoxen jüdischen Gemeinde weltweit. Die Satmarer, wie sie sich seit ihrer Gründung nach dem Zweiten Weltkrieg nennen, sehen im Holocaust eine von Gott verhängte Strafe. Um eine Wiederholung der Shoa zu vermeiden, führen sie ein abgeschirmtes Leben nach strengen Vorschriften. Deborah Feldman hat schon als Kind Anstoß an der strikten Unterwerfung unter die vom Gründungsrabbiner der Sekte aufgestellten Lebensgesetze genommen, an der Ausgrenzung, der ärmlichen Lebensweise und der Unterordnung der Frau. »Un-orthodox« ist eine meisterhafte Schilderung des Emanzipationsprozesses einer jungen Frau aus tiefer Einsamkeit und Angst hin zu einem einzigen Punkt: dem eigenen Denken und Fühlen.

Die Autorin wird ihr Buch am 10. Mai 2017 im Jüdischen Museum Westfalen vorstellen.

Schlaglichter

ISRAELISCHER BOTSCHAFTER UND LANDTAGSPRÄSIDENTIN IM JÜDISCHEN MUSEUM

Am 15. August gab es doppelten Prominenten-Besuch in unserem Haus: Der Botschafter des Staates Israel, Jacov Hadas-Handelsman, und die Präsidentin des Landtags von NRW, Carina Gödecke, besuchten gleichzeitig das Jüdische Museum Westfalen und wurden dort auch von Vertreter/innen der Kommunalpolitik empfangen. Beide Gäste informierten sich über Ausstellungen und Konzepte, Frau Gödecke ließ sich in einem ausführlichen Arbeitsgespräch auch Perspektiven, Arbeitsweisen und Sorgen erläutern. Beide trugen sich aus diesem Anlass ins Goldene Buch der Stadt ein. Die Landtagspräsidentin informierte sich mit diesem und weiteren Besuchen in Hamminkeln-Dingden und Krefeld erneut über mehrere Erinnerungsorte und Gedenkstätten des Landes und die Wirkungen der Landesförderung.

INTERNATIONALER MUSEUMSTAG

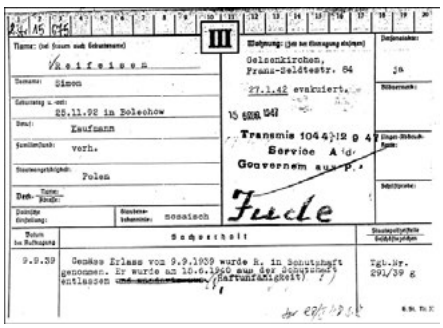
Viele Einzelbesucher lockte der Internationale Museumstag am 22. Mai ins Jüdische Museum Westfalen. Einige Besucher waren in erster Linie gekommen, um sich die Dauer- oder die erst am Vormittag eröffnete Kunstausstellung von Yury Kharchenko anzusehen. Aber auch unser Programm lockte Gäste an: Während einige Besucherinnen und Besucher einen Film zu jüdischer, muslimischer und christlicher Küche sahen, nahmen die anderen an einem Tanzworkshop zum israelischen Tanz teil.

STEIGENDES INTERESSE FÜR NRW-ERINNERUNGSORTE

»Das Interesse an NS-Gedenkstätten in NRW steigt unverändert« – Das konnte der Vorstand des Arbeitskreises der NS-Gedenkstätten und –Erinnerungsorte in NRW e.V. feststellen. 2015 haben rund 278.000 Personen die nordrhein-westfälischen NS-Gedenkstätten und -Erinnerungsorte besucht. Die Erinnerungslandschaft Nordrhein-Westfalens zeichnet sich durch eine dezentrale Struktur in kommunaler bzw. ehrenamtlicher Trägerschaft aus. Rund 5.700 Führungen und Seminare, von denen über 70 Prozent auf Schülerinnen und Schüler entfallen, auch 830 Veranstaltungen wie Vorträge oder Lesungen bezeugen reges Interesse. Zunehmend gefragt sind auch die Sammlungsbestände der Gedenkstätten. Dazu kommen in der Gesamtbilanz noch viele eigene Forschungsprojekte, Publikationen, Internetaktivitäten und mehr. Dies alles wäre ohne das große, weit über das Normale hinausgehende Engagement der Menschen, die für die Gedenkstätten arbeiten, nicht möglich. Viele davon machen die anfallende Arbeit ehrenamtlich oder gegen bescheidene Honorare; alleine elf der 26 Gedenkstätten arbeiten ausschließlich ehrenamtlich, sechs weitere haben weniger als zwei feste wissenschaftlich-pädagogische Mitarbeiter.

EIN BESUCH IM ITS-ARCHIV AROLSEN

Vier Mitglieder des Museumsteams haben sich im September ins nordhessische Bad Arolsen begeben, wo das Archiv des Internationalen Suchdiensts (ITS) besucht wurde. Im Rahmen eines Workshops konnten die unglaublichen Chancen dieses Archivs mit seinen 30 Mio. fast gänzlich digitalisierten Quellen erkundet werden. Neue Spuren zu mehreren Forschungsprojekten und Ausstellungsthemen des Museums wurden aufgenommen – eine Folgerecherche ist unvermeidbar.


III

Reifeisen

Simon

25.11.92 in Bolechow

Kaufmann

verh.

Polen

mosaisch

Gelsenkirchen, Franz-Seldtestr. 84

27.1.42 evakuiert.

Transmis 1044 12 9 47

Service A

Gouvernem aus P.

Jude

9.9.39 Gemäss Erlass vom 9.9.1939 wurde R. in Schutzhaft genommen. Er wurde am 18.6.1940 aus der Schutzhaft entlassen (Haftunfähigkeit)

Tgb.Nr. 291/39 g

Schlaglichter

ZEITZEUGENGESPRÄCH MIT LESLIE SCHWARTZ

Am 7. September war Leslie Schwartz zu Gast im Jüdischen Museum. Er berichtete 80 Schülerinnen und Schülern des St. Ursula Gymnasiums als Zeitzeuge davon, wie er Ghetto und Konzentrationslager überlebte, aber auch wie er die Welt heute sieht. Die Schülerinnen und Schüler hörten interessiert zu und stellten viele Fragen zu seiner Kindheit, Glauben an Gott und gegenwärtigem Rassismus.

SPUNK FERIENWERKSTATT

In den Herbstferien bastelten Kinder im Museum drei Tage lang an ihren eigenen Museen im Karton. Laut Pippi Langstrumpf kann SPUNK (Astrid Lindgren, Pippi in Taka-Tuka-Land) alles sein, und so war auch der Kreativität der Kinder keine Grenzen gesetzt. Mit großer Sorgfalt und Motivation entstanden ein Museum zu Naturphänomenen und eines zu Kaninchen. Das Angebot fand statt im Rahmen von »Kulturrucksack NRW«, und so durften die Mädchen ihre Ergebnisse bei der Abschlussveranstaltung des Kulturrucksacks stolz auf der großen Bühne präsentieren.

KOCHKURS »JÜDISCHE KÜCHE«

Während des Besuchs einer hochmotivierten Klasse im Museum formulierten Lehrerin und Kinder den Wunsch, einen Kochkurs zu machen. Diesen führten wir dann an zwei Nachmittagen mit jeweils einer Hälfte der Klasse durch. Die Grundlagen zur jüdischen Küche waren der Klasse aus der Führung bereits bekannt, so dass wir direkt aktiv wurden. Die Kinder konnten selber Challot backen, Hefezöpfe die bei keinem Schabbat fehlen dürfen. Außerdem gab es Shakshuka. Ein typisches Gericht, das Juden aus Nordafrika mit nach Israel brachten und welches dort mittlerweile fast zum Nationalgericht geworden ist. So lernten die Schüler und Schülerinnen nebenbei, wieso es in der jüdischen Küche Einflüsse aus aller Welt gibt und vertieften ihr Wissen, dass sie bereits im Museum und Unterricht gesammelt hatten. – Neugierig geworden? Gruppen aller Altersstufen können bei uns Kochkurse buchen.

SPIELMANNSZUG-WORKSHOP

Im Rahmen des Projekts »Künste öffnen Welten« waren in den Sommerferien 15 Grundschüler im Museum. Angeregt wurde das Projekt vom Spielmannszug Lembeck. Die Kinder lernten die Vielfalt des Judentums in der Ausstellung kennen und zeigten, dass sie auch schon allerhand wussten. Anschließend bastelten die Kinder ihr eigenes Synagogenmodell, beschrieben eine große Leinwand mit ihren Namen auf Hebräisch und lernten verschiedene Feiertage genauer kennen.